

# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 23

Verlag von J. B. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



Vassijaure, die höchstgelegene Unterkunftsstätte des lappländischen Gebirges.



# Der alte Eisenmüller & Novelle von A. Schott.

(Schluß.)

Nachdruck verboten

**M**ir bist du irren, Dirndl, wirst du wohl irren," sicherte er vor sich hin, da er wieder ins Haus schlüpfte. „Ein anderes Licht leuchtet einer wieder auf, bald es verloscht worden ist, das nimmer. Und ich leid's nicht; ich dulde es einmal nicht... Kam' nachher gerad' so heraus, wie wenn es sein müßt', daß von der Sippschaft einer in die Eisenmühl kommt, wie wenn... sel ein Unrecht gewesen wär'. Gerad nicht. Ich leid's halt nicht, geht's ort oder eben.“

In seinem Stübel oben hocht er sich nachher auf die Ofenbank hin, stellt die Füße auf einen hohen Schemel, stützt die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände und sinnt und brütet vor sich hin. Das darf einmal nicht sein und nicht geschehen. Und im Anschlag wär' es, da kann eins sagen, was es will. Hat sich die Walpi schon zu einem so zerfetzten Handwerksburschen hingefügt an den Tisch und gelacht mit ihm und geredet als wie nur? Aber der sticht ihr in die Augen, und das Gespiel ist fertig. Ist denn nicht jedes Weiberleut so? Ist eh'zeit eine anders gewesen, eine... alle...! Und dem sein Bub ist der Flankl, dem Jörg-Michel-Seppen sein Bub! Es ist nicht anders, als wenn sich oft was schiden täte und schiden müßte, was dem Gange einer Vergeltung auf ein Haar gleich sieht; mit einer Lumperei ist derselbige auf die Seite geschoben worden, und sein Bub... Kreuztannenbaum! Wer kann sagen, daß sel eine Lumperei gewesen ist? Wie es halt in hundert anderen Fällen geht: wer das Glück hat, der kriegt die Braut. Was ist dabei? Aber sein darf es einmal nicht und nicht auch, eher gibt's ein Unglück, wirklich wahr. Es ist eine Lumperei gewesen und — es gibt keine Vergeltung, die alles Krumme gerade macht.

So sinnt und ohrt er, bis es in dem Stübel zu dämmern beginnt und draußen auf der Regelsbahn das Rollen der Räder verstummt. Da rafft er sich auf und hastet ans Fenster und lugt verstohlen hinaus, ob sie alle gehen, alle, auch... der Haberlump.

Er sieht einen um den andern der Straße zuschreiten, einige lachend und scherzend, andere gleichmütig redend und wieder andere greinend und scheltend, wie es dem einen oder dem andern halt beim Spiele gegangen. Es ist höchste Zeit, daß sie heimgen; jeder hat Arbeit daheim, und das Vieh will auch am Sonntage sein Fressen und seine Wart. Gar der törische Sepp geht mit den Buben von der drüberen Seite heim, nur der Haberlump nicht, der Thomerl. Oder ist er schon früher gegangen? Ist am Ende nicht einmal viel dahinter, nicht mehr als ein bißel Fopperei und Spaß, wie ihn die jungen Leute oft haben? Er schaut zum andern Fenster hinaus, ob der Rund nicht etwa schon die Dänge hinauf steigt, aber er erspäht ihn nicht. Oder ist er gar schon mit ihr in die Gaststube gegangen? Davon kann er sich ja überzeugen. Er ist noch jeden Abend in der Gaststube unten ge-

essen, wenn Gäste da gewesen sind, warum sollte er heute nicht unten sitzen dürfen? Und dort entgeht ihm nichts, kein Blick, keine Rede.

Hastig schlüpfte er der Türe zu, drückt sie hinter sich behutsam ins Schloß und tappt nachher vorsichtig die steile Stiege hinab. Aber wie er auf der vorletzten Stufe steht, hört er vom Dose her Schritte, einen leichten Weiberschritt und feste, kräftige Männertritte, und er vermeint auch seine Stimme zu erkennen. Hastig drückt er sich an die dunkle Wand und lauert sich dann auf die Stufen nieder.

„Bleib' noch da!“ hört er die Walpi reden, seine Schur. „Was wirst denn daheim veräumen?“

„Unserer kann nicht Tag und Nacht im Wirtshaus sitzen wie ein Bauernbub,“ gegenredet der Thomerl, da alle zwei in den Hausflur treten. „Das bißel Geld, das ich heimbracht hab', braucht die Mutter so notwendig wie einen Bissen Brot. Und ein bißel Reisegeld muß sich auch noch wegzivaden lassen davon.“

„Du willst wieder fort?“

„Was tät' ich daheim?“

Sie bleibt vor ihm stehen und saßt ihn am Arme. „Thomerl! Ich an deiner Stelle täte anders sorgen für die Mutter und die Geschwister. Manche sagen, du wärst ein Lump und Tulseingut; aber ich hab's schon erfragt, was tußt du für deine Leut', und sel freut mich von dir.“

„Dich? Wißt' nicht, was es dich anging.“

„Thomerl, los! Mußt mich aber nicht verbenken und nicht für unrecht anschauen. Verzieh' mit der Reis' noch ein bißel! Leicht schickt sich da oder dort was, wo du besser sorgen kunnst für deine Leut'. Das oder das kann sein und werden... Und da bleiben tußt noch ein bißel, gelt?“

„Zwegen was aber?“

„Wenn d' es nicht kennen magst, und wenn du es nicht anders tußt, als daß ich dir mein Herz hinleg' vor deine Füß': weil... weil ich dich gern seh', du Tischeperl, du.“

„Mein Lebtag hab' ich mir nicht mehr gewünscht, als was ich mir verdient hab', aber jetzt wär's mir recht, wenn ich einen Strumpf voll Geld hätt',“ jubelt der Thomerl schier auf. „Nachher... ja, da da hätt' ich vor einem Weilchen schon gewußt, was ich täte. Aber so...“

„Geh' herein! Wir reden nachher von allem!“

Und sie gehen in die Gaststube.

„Da hast es! Da hast es!“ zischt der alte Eisenmüller mühsam heraus. „Hab' ich's nicht gesagt? Aber ausgehalten noch ein bißel! Der Alte ist auch noch da... Und gerad' einmal nicht! Gerad' nicht!“

Ein Weilchen bleibt er noch sitzen und lehnt den grauen Kopf, in dessen Schläfen ein Pulsschlag den andern jagt, an die kühle Mauer, und stiert vor sich hin in das Dunkel der Hausflur, dann aber rafft er sich langsam auf und steigt die Stiege wieder empor. Das wäre so das richtige: des Jörg-

Michel-Seppen Bub der Bauer in der Eisenmühl, um die er sich eh'zeit so — gestrebt! Alles, nur das nicht! Jede Stund' müßt' er an die vergangenen Zeiten denken, und jeden Broden Brotes müßten ihm solche Gedanken vergällen. Nein, er hat schon daran gedacht genug und will jetzt einmal Frieden haben in seinem Alter. Aber was kann er im Grunde genommen dawider tun? Sie läßt sich keinen wehren, den sie mag, hat sie gesagt... Nachher gibt's halt ein Unglück, hat wieder er gesagt. So gibt's halt eins.

Er reißt nach einigem wirren Sinnes die Joppe vom Nagel und zieht sie an. Dann stülpt er den Hut auf den Kopf und steckt das lange Messer in den Messersack im rechten Hosensack. Vorsichtig öffnet und schließt er die Türe, schleicht die Stiege hinab und verläßt durch den Hofraum das Haus.

Um diese Zeit hält die Dämmerung die ganze Nacht hindurch an und verbindet Abend mit Morgen. Daher sind auch bei heiterem Himmel die Nächte verhältnismäßig licht und hell, und zu straucheln braucht keiner, der halbwegs zur Nachtzeit gehen kann.

Gar der alte Eisenmüller schlüpfte und hastet auf der Straße dahin, als wäre es helllichter Tag, und erst als er den Feldweg einbiegt, der das Gehänge zum Mathiesenhof hinaufführt und an dessen Uferseiten dichtes Gesträuch und Gekede wuchert und den Weg verdußert, verlangsamt er seinen Schritt und hastet vorsichtig weiter.

Aber bald darauf bleibt er ein Weilchen sinnend stehen, und nach wieder einem Weilchen lauert er sich unter einer dichten Haselstaude nieder und lauscht.

Die Walpi wird sich den Haberlumpen nicht wehren lassen, so gibt's halt ein Unglück.

Als sein Wahrnehmungsvermögen zieht sich in den Ohren zusammen. Er hört das leiseste Rauschen des Laubwerks, den Flug der Fledermaus und das Gezirpe der Grillen im nahen Felde; er muß auch jeden Tritt hören, der in die Nähe kommt. Und nachher gibt's halt. Aber sehen und fühlen tut er nichts. Er sieht keinen Stern oben am nachtdunklen Himmel, kein Sonnenwendkäferchen, das neugierig um ihn herumirrt, und er spürt auch nicht die Kühle, die durch sein Gewand dringt und ein Frösteln um andere durch seinen Körper jagt.

Und während sein Ohr lauscht und lauscht, malt ihm sein Erinnern Zeiten und Menschen vor, die schon lange entschwinden, und an die er mit Absicht nie denkt... Er sieht sich als jungfrischen Burschen, er tanzt und singt und jauchzt einem zu, den sie den Jörg-Michel-Seppen heißen. Sie sind die besten Kameraden um und um, und einer vertraut dem andern, was ihm am Herzen liegt. Ein Jährlein rutscht dahin — gerade nur so ein Flunkerer — und ihm liegt etwas am Herzen, was er dem Sepp nicht vertraut, bis der selbst einmal ungedankt dahinter kommt und ihn zur Rede stellt. Fehlen täte jeder, aber ein Männerleut stünde



allweg ein für sein Fehlen. Aber sel hat ihn verdrossen, und da der andere nicht aufgehört mit seinen Lehren, ist es zum Bruche gekommen. . . . Wart', Sakra! Ein Freund tut es dem Freunde nicht, aber da die Freundschaft und Kameradschaft aus dem Leim gegangen, hat einer nicht aufzumerken. Das Dirndl aus dem Nachbar-tale, das er ins Unglück gebracht, sel hat nichts als ihr Leben, und des Seppens Braut hat die Eisenmühle. Wenn es ging! Zum ersten war es ein Fang, als wie nur einer, und nachher der Born und Mergel. Und 'gangen ist's mit Zug und . . . Ah was! Lumperei ist keine dabei gewesen, gar keine. Wie es halt geht unter dem jungen Gervöl. Er ist Eisenmüller worden, und der Sepp hat sich halbtot gegifet, wenn er sich auch nichts scheinen hat lassen und bald darauf aus hellem Trost eine andere geheiratet hat. Verwinden hat er die Geschichte' bis an sein unseliges Ende nie können, sel hat einer schon gekannt. So was im Sinne, nicht gerade das richtige Weib und ein paar Unglücksfälle, und er hat zu trinken angefangen und hat sich zu Tode getrunken! Ah was! Sel ist gerad' seine Sach' gewesen; hätt' er es nicht getan! Was kann er dafür?

Im Laubwerk des Strauches fällt ein absterbender Maikäfer von Blatt zu Blatt hernieder, und der Eisenmüller fährt erschrocken auf. Dummheit! Wer weiß, was da nieder-kollert zu Boden? Wenn sich einer vor jedem Nestchen . . . fürchten müßte! Nein, sel hat er nicht gelernt. Was geht ihn der Sepp an? Und nachher: er hat auch nicht die ruhigsten Zeiten gehabt, solange sein Weib gelebt. Gerade der Segen Gottes ist nicht bei ihnen gestanden, und der Frieden ist auch so ein Ding gewesen, das eins nie zu Gesichte kriegt. Da hätte er sich auch zu Tode saufen können. Er lauert sich wieder hin und horcht, aber nimmer gar so leislich wie vom Anfange. Der Gedankengang wird ihm ungemütlich und beeinflusst sein Ohr.

Aber recht ist es doch nicht gewesen, sagt eins oder sumt eins, wie es mag. Einen Menschen so weit bringen. . . das Sakradirndl dräben ist ja auch noch dabei. Ob es sich auch zu Tode gesoffen hat seinetwegen? Er hat nichts mehr gehört von ihm. Nun, betet wird es auch nicht haben für ihn, heut' noch nicht, wenn es noch lebt. . . . darnach steht er gerade. Es gibt nichts, nicht das, nicht jenes. . .

Ein dumpfes Brummen und Grollen durchzittert die Luft und riegelt schier den Erdboden, und der Eisenmüller fährt wieder empor und wischt sich nach einigen Augenblicken mit dem Joppenärmel über die Stirne, als wenn er schwigte.

Unfinn! Wird halt irgendwo ein Wetter stehen, und der Thorer hallt bis in den Wald herein. Leicht kommt das Wetter ganz heran. Nun, um so besser. Nachher werden sich die Gäste in der Eisenmühle wohl verziehen, und auch der Thomerl wird heimgehen, heim wollen. Wer weiß denn, was ihm nachher . . . geschehen ist?

Sein darf das nun einmal nicht, und wenn's Graz gilt. Den seinen Buben im Haus haben! Daß er gar keine ruhige Stund mehr hätte! Und nachher das Leutgeschwaß! Da und dort weiß doch noch einer um die Sache, und wie leicht reißt ihm seine Torheit heraus: Recht wird's doch nicht gewesen sein, weil sich's so schickt. . .

Er hat das und das getan um die Eisenmühle, wider den Kameraden und wider andere; auf das kommt's ihm schon auch nimmer an. Und geben tut es ja nichts weiter über den letzten Schnaufer hinaus, gar nichts.

Immer rascher und rascher hintereinander durchzittert das Grollen des Thorers die Luft, immer stärker und kräftiger wird es, und immer näher kommt das Wetter heran. Rabenschwarze Finsternis lagert sich zwischen dem Gestrüpe, und nur das Aufleuchten der Himmelsfärb (Blitze) scheucht sie für je einen Augenblick.

Jetzt muß er kommen, jetzt muß er vorbei. Aber alles Warten ist vergebens. Das Wetter bricht los, und der Thomerl ist noch nicht da. Leicht bleibt der Malesizmenich gar hocken in der trockenen Gaststube, bis das Wetter um ist?

Mit einem Rucke fährt der Eisenmüller auf und ein Fluch gesteht hinaus in die aufwühlende Natur. Wie wenn alles verheert wäre! Wie wenn es nicht sein dürfte!

Da beginnen baumengroße Tropfen zu fallen und dazwischen ein Hagelforn, und nach einigem Sinmen fängt der Alte zu laufen an, so rasch er kann. Einige Male fällt er auch mit aller Wucht und Ungelenkheit eines alten Körpers hin in den Weg, in dessen Geleisen bereits das Gießwasser rinnt. Aber er rafft sich allemal wieder auf und hastet in vollem Lauf der Straße und der Eisenmühle zu.

Fast nimmer zum kennen stürzt er in die Gaststube.

„Hinaus muß er!“ Sel ist sein erster Schrei. Dann verlassen ihn die Kräfte und er sinkt matt und müde auf den Schragen bei der Türe nieder. „Hinaus. . . muß er. . . der Haderlump.“

„Den hat's erwischt,“ mutmaßt der Windbauer.

„Wer muß hinaus, Nehn!“ fragt ihn die Walpi begütigend.

„Der dort. . . der Thomerl. Mein gehört die Eisenmühl. . . mein. . .“

„Es ist schon so,“ nickt der Windbauer wieder.

„Jetzt kommt's ihm in den Kopf,“ summt der alte Steineter. „Was nicht recht ist, ist halt allemal nicht recht, und einmal meldest es sich bei jedem.“

„Geht, ich hilf Euch hinauf in Euer Bett!“ redet ihm der Kronwittler zu. „Ein bißel naß seid Ihr worden; Ihr müßt schweigen, und morgen ist alles wieder im Alten.“

Auch die Walpi nimmt ihn unter dem Arme, und er läßt sich geduldig in sein Stübchen hinaufführen. Aber bis sie ihn entkleiden, packt ihn der Schüttelfrost, daß die Zähne nur so auseinander schlagen.

Des andern Tages liegt er im Fieber.

Der Doktor kommt und verordnet dies und jenes, und wie das Fieber halbwegs nachläßt und die Besinnung wiederkehrt, kommt auch der Pfarrer mit der letzten Begehrung. Bei so einem alten Menschen weiß eins ja nicht, was überlings geschehen kann.

Und der macht ihm eine Lehre, deren jedes Wort sein Ziel trifft und Stück um Stück abbröckelt von dem fessigen Grunde in des Alten Herzen. Ob er nicht etwa Haß und Feindschaft habe wider den und jenen, die er nicht mitnehmen solle ins Jenseits, wo nur die reine, ewige Liebe waltet und gift?

Ja. — Er solle sich ausöhnen mit seinen

Widersachern. Nein, und immer wieder nein. Und dabei bleibt der Eisenmüller. „Wie der Mensch lebt, so stirbt er,“ sagt der Matthes, der Innmann. „Schau, ob du ihn nicht etwa doch zu Gerechten bringst, Walpi! Dir folgt er doch noch am frühesten.“

Und die Walpi bleibt nachher an seinem Bette sitzen und redet und bittet; aber sie richtet auch nicht mehr als wie der Pfarrer. Der Alte verzeiht nicht und will von der Feindschaft nicht lassen. Und schließlich kehrt er ihr den Rücken und sagt kein Wort mehr.

Es vergehen zwei, drei Tage, und er wird immer elender und unmächtiger und zeitweise liegt er in stillem Sinmen. Was eins da denkt und sumt? Wer weiß es? Vielleicht, daß das Leben noch einmal im flüchtigen Erinnern vorüberhücht an einem, daß sich Licht und Schatten greller abheben, vielleicht auch, daß eins mit ganz andern Augen sieht, was hinter ihm liegt. Vielleicht?

Überlings wendet sich der alte Eisenmüller zu seiner Schur.

„Walpi!“

„Was wollt Ihr, Nehn?“

„Die Eisenmühl gehört doch dem Jorg-Michl-Seppen. Ich. . . es ist am End doch nicht recht gewesen.“

„Wollt Ihr Euch leicht. . . ausgleichen?“

„Ja.“

In aller Hast schickt sie um des Jorg-Michl-Seppens Wittib hinauf in des Matthesen Inhäusel und um den Thomerl, und derweil dann später die zwei Alten noch einmal sich gehörig ausgreinen und austreten, da ihre Hände zur Versöhnung schon in einander liegen, redet sie dem Thomerl zu, nimmer in die Fremde zu gehen, wenn er sie ein bißel gern haben könne, gerade nur ein bißel.

„Ich hab' aber nichts als mein Leben und mein Gesund,“ stellt ihr der vor. „Und das Bißel Lieb ersetzt auch kein Heiratsgut, wie es ein Bauernbub kriegt. So viel Verstand mußst doch selbst haben. Wozu nachher der ewige Schwag?“

Das Streiten der beiden Alten nimmt ein Ende und der Eisenmüller verlangt mit dem Thomerl zu reden — unter vier Augen. Und während die zwei Weiberleute hinausgehen, erzählt er ihm, wie alles eh'zeit gewesen, was er verschuldet, und was er wider ihn geplant. „Soll sich eins doch nichts mitnehmen,“ meint er nachher.

„In Gottes Namen! Ich verzeih' Euch schon,“ sagt darauf der Thomerl; aber eine Gänsehaut läuft doch seinen Rücken hinab, da er daran denkt, was sein Vater für Zeiten gehabt haben mag. Und der da hat alles verschuldet.

Ein Weilschen ist es still in dem Stübchen, nur das schwere Atemziehen des alten Eisenmüllers hallt durch es.

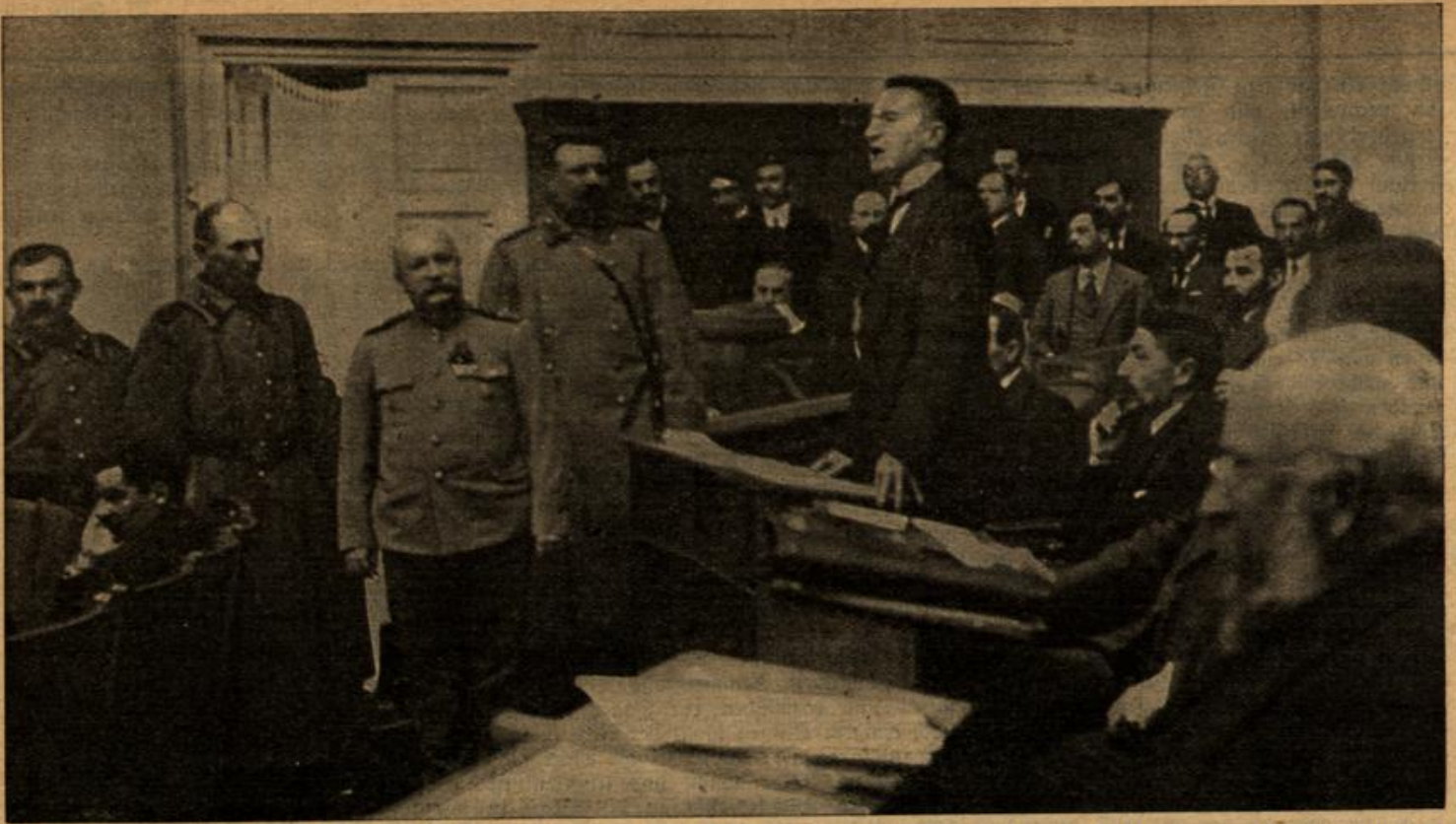
„Die Eisenmühl gehört dem Jorg-Michl-Seppen,“ haucht der Alte überlings wieder wie im Traume. „Ja, bist du da?“ sagt er dann lauter und sieht den Thomerl stier an. „Bist ja sein Bub? So nimm sie. . . nimm sie! Lang zu! . . . Ah was! Wo ist denn die Walpi?“

„Walpi!“ ruft der Thomerl zur Türe hinaus, und die beiden Weiber kommen wieder herein. „Er will dir was. . .“

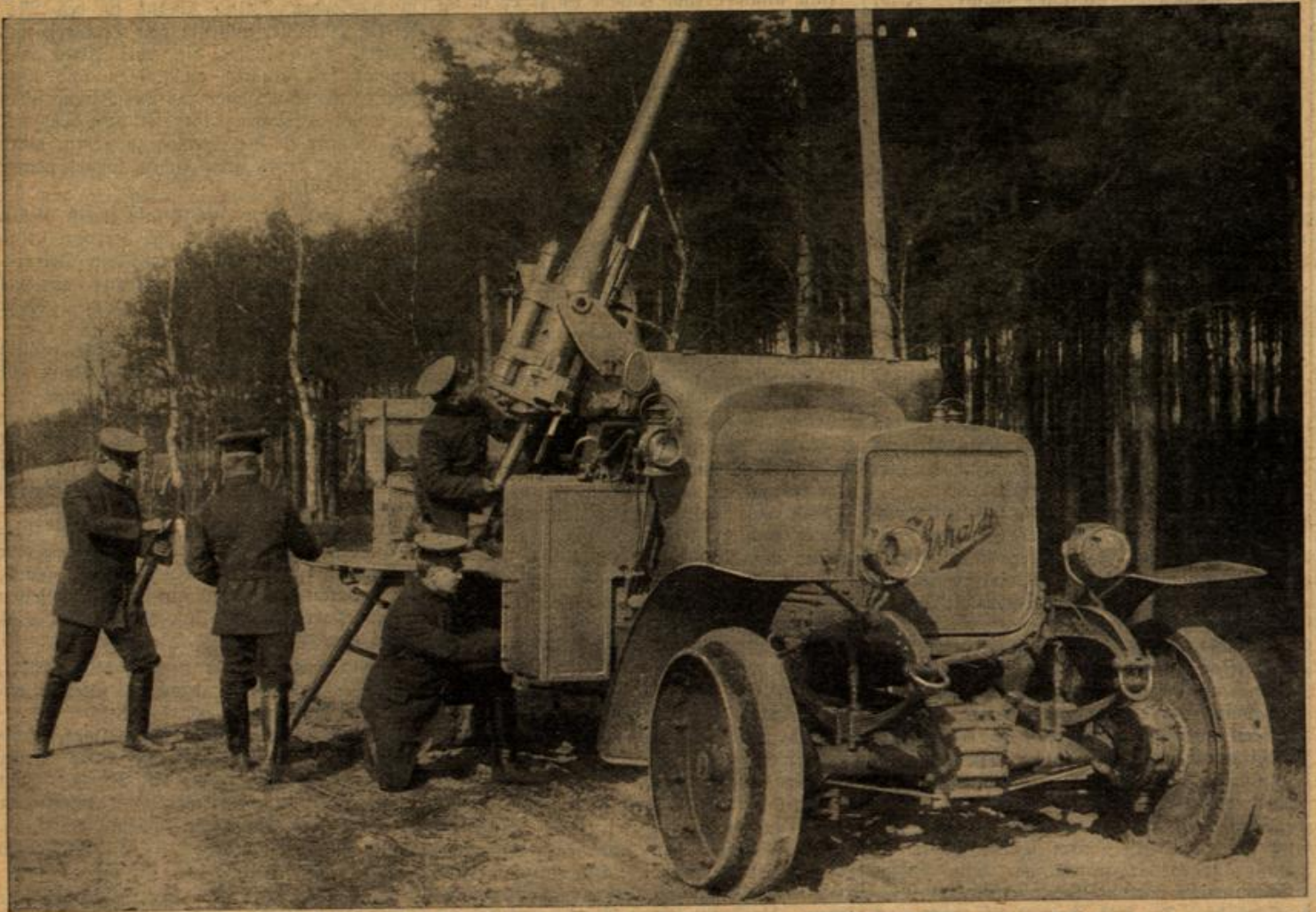
„Was denn, Nehn?“

„Die Hand. . . der. . . Thomerl auch!“





Der Aufsehen erregende Zwischenfall in der russ. Duma wegen der Maßregelung eines sozialistischen Abgeordneten. Der Chef der Wache im Taurischen Palais, General v. Osten-Sacken, fordert den Abgeordneten Kerenski (Arbeiterpartei) auf, den Saal zu verlassen. Kerenski ruft: „Die Gewalt triumphiert, die Freiheit wird aber doch fliegen!“



Der Kampf in den Lüften: Erhardt'sche 7,5 Zentimeter Ballonabwehrkanone auf einem Kraftwagen. Mit der immer rascher vorwärtsschreitenden Vervollkommnung unserer Luftfahrzeuge hält gleichen Schritt die Verbesserung der Waffen zur Vernichtung derselben. Unser Bild zeigt eine 7,5 cm Ballonabwehrkanone auf einem Kraftwagen, mit welcher sehr gute Resultate bei Beschießung von Luftfahrzeugen erzielt wurden.





Das elegante Paris auf dem Rennplatz in Longchamps: Links: Herzogin von Marlborough. Rechts: Herzogin von Brissac und Prinzessin von Artemberg.

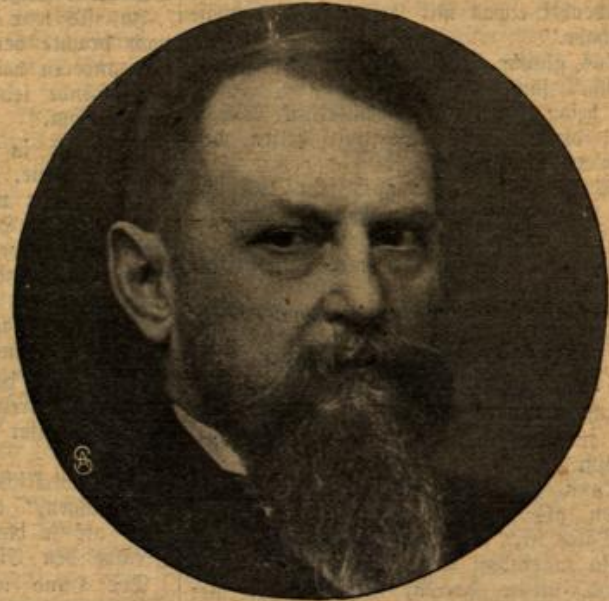
**Ohrstöckchen.** Die neuen Hüte sind eingeführt, die neuen Frisuren haben schnellere und günstigere Aufnahmen gefunden, als vorausgesehen wurde. Das Ohrstöckchen in zweierlei Gestalt! Entweder flach an die Wange gedrückt, wenn's sein muß sogar geklebt, dem Wiener alten Schlages lange schon vertraut als das „Ohrenschüssel“, an dem manch junges und altes Herz hängen blieb. Oder: die andere Form, das Pfropfenzieherstöckchen. Es geht von Paris ohne Etilette und Taufnamen in die weite Welt. Und über den Stöckchen, d. h. den modernen Pariser Stöckchen thronen die Hüte in allerlei Formen. Hohe und niedrige, platte und gewölbte, sich aufrichtende und gebuckte.

Ohrstöckchen unter schwarzem Strohhut mit Band und Reiter.



Vom 32. Bundes-Königsschießen des Berliner Schützenbundes: Die Bayern im Schützenzug.

Der Berliner Schützenbund, dem über achtzig Vereine angehören, veranstaltete in der Woche vom 17. bis 24. Mai im Bundes-Schützenhause zu Kaulsdorf sein 32. Bundes-Königsschießen, das mit einem großen Festzug durch einen Teil der Reichshauptstadt seinen Anfang nahm. Die Schützen und ihre Ehrengäste versammelten sich auf den Höfen des Berliner Rathauses, um mit ihren Fahnen und Bundesbannern durch die Königstraße über den Alexanderplatz nach dem Schlesischen Bahnhof zu marschieren und von dort aus in Sonderzügen nach Kaulsdorf weiterzufahren. Am dortigen Bahnhof formierten sich die Schützen zur Paradeaufstellung, die von den Ehrengästen abgefeuert wurde.



Bruno Schmitz wurde mit dem Ausbau des Freiburger Domes (Sachsen) in modernem Stil beauftragt.

Bruno Schmitz in Charlottenburg, der geniale Schöpfer des gigantischen Völkerschlachtdenkmals und vieler anderer hervorragender Monumente, ist jetzt von der Königl. sächsischen Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler im Königreich Sachsen mit dem Ausbau des alten Domes zu Freiberg beauftragt worden. Damit gelangt also der von Prof. Schmitz für den ausgeschrieben Wettbewerb gelieferte Entwurf zur Ausführung. Die Baukosten, die auf etwa eine Million veranschlagt sind, sollen durch eine Lotterie aufgebracht werden. Die Ausgestaltung des Baus wird in modernem Sinne erfolgen.



Und er legt beider Hände ineinander, die er hat auseinanderreißen wollen mit aller Gewalt, zwischen denen er gar mit dem Messer hat durchfahren wollen. „Wenn Ihr dann und wann für ein Vaterunser Zeit habt . . . für mich . . .“

Wie des Menschen Sinn sich oft wenden und drehen kann!

Und ein paar Augenblicke später tut er den letzten Schnapper, und seine Seele entschwebt dem Körper.

Der Thomerl verliert kein Wort, was ihm

der Alte anvertraut; aber da und dort erinnert sich ein Alter, was ehemals gewesen und wie es wieder geworden ist, und sinnt, wie sich alles so schiden und fügen kann, wie es keiner verhoffte und keiner sich träumen ließe. Es muß doch was geben.

Schluß

## Der geheimnisvolle Fremde. Erzählung von A. Heerdorf.

Nachdr. verb.

„Wo geschah der Diebstahl?“ fragte der Fremde. Der Bestohlene öffnete die Tür eines Zimmers. „Hier,“ sagte er. Der Fremde und der Ochsenwirt traten ein, spähend sah sich der Ochsenwirt nach etwaigen Indizien um, doch er konnte nichts gewahren. Da bemerkte er, daß sich der Fremde bückte. Argwöhnisch trat er näher. Der Fremde betrachtete einen Blutstropfen, der an dem aufgebrochenen Schloß des Geldschrankes war. Offenbar hatte sich der Einbrecher in den Finger gerist, als er das Schloß aufbrach. — Mit Argusaugen beobachtete der Wirt jede Bewegung des verdächtigen Fremden, um rechtzeitig verhindern zu können, wenn der Fremde den Versuch machen würde, etwa den Blutstropfen zu entfernen. Der Fremde schien den Blick des Wirtes zu fühlen, er hob den Kopf und dabei begegneten sich ihre Blicke. „Nun, Herr Wirt,“ sagte er mit einem Lächeln, das den Ochsenwirt bis aufs Äußerste reizte, „ich sehe, daß Sie sich im stillen mit kriminalistischen Fragen beschäftigen. Da Sie nun sicher ein ausgezeichnete Amateurdetektiv sind, dürfte es Ihnen doch nicht schwer fallen, aus diesem Blutstropfen den Täter zu entdecken.“

„Allerdings glaube ich den Täter zu kennen!“ erwiderte der Ochsenwirt mit Würde.

„Darum beneide ich Sie,“ erwiderte der Fremde, „mir nämlich sagt dieser Blutstropfen noch gar nichts, obwohl ich mich auch so nebenbei etwas mit Kriminalistik beschäftigen habe.“

„Das glaube ich,“ dachte der Ochsenwirt. „Ach,“ jammerte der Bestohlene, „wenn Sie beide sich mit Kriminalistik beschäftigen, dann könnten Sie mir helfen, den Täter zu ermitteln.“

„Es könnte ja aber auch sein, daß wir beide verschiedener Ansicht wären,“ bemerkte der Fremde. „Das glaube ich kaum!“ erwiderte der Ochsenwirt mit rätselhaftem Lächeln.

„Vielleicht könnten wir einmal unsere Meinungen austauschen,“ schlug der Fremde, ebenfalls lächelnd vor. „Ich könnte vielleicht von Ihnen lernen, Herr Wirt.“

„Ich ziehe es vor, meine Meinung für mich zu behalten,“ erwiderte der Wirt zugeknöpft.

„Dann wird mir nichts anderes übrig bleiben, als jemand andern zu fragen, wer der Täter ist,“ sagte der Fremde, „nur weil Sie so zugeknöpft sind, Herr Wirt.“

„Ach, meine Herren, während Sie hier verhandeln, läuft ja der Dieb immer weiter fort,“ jammerte der Bestohlene.

„Ich werde mir also meinen Rat anderswo holen müssen, da der Herr Wirt ihn mir verweigert,“ sagte der Fremde. „Komm, Harras, sieh diesen Blutstropfen und dann erzähle mir, wer der Täter war.“ Mit diesen Worten rief er seinen Hund zu sich.

„Sie treiben Ihren Spaß mit einer traurigen Sache,“ sagte der Bestohlene vorwurfsvoll. Dem Ochsenwirt aber ging es durch den Kopf, „ob dieser Hund jetzt den Blutstropfen auflecken soll?“ —

Allein nun geschah etwas Merkwürdiges. Der Hund berock den Blutstropfen und eilte dann zur Tür, drückte im Hochspringen mit der Nase auf die Klinke, so daß sich die Tür öffnete, und dann eilte er über Flur und Garten, die Nase tief auf die Erde gesenkt, über das Feld.

„Wir müssen ihm folgen,“ sagte der Fremde, und so rasch wie möglich folgten die drei Männer dem Hunde. Dem Ochsenwirt ging es dabei durch den Sinn: „Gewiß ist dieser Hund dazu abgerichtet, den Verdacht von seinem Herrn abzulenken.“

Vor einer verlassenen, halbverfallenen Scheune blieb Haares stehen und sprang stürmisch gegen die Tür, die unter dieser Wucht aufsprang. Neugierig traten auch die Männer in das Innere der Scheune. Niemand befand sich darin. Wo ist denn der gesuchte Verbrecher?“ fragte der Ochsenwirt spöttisch.

„Warten Sie es nur ab,“ erwiderte der Fremde.

Harras begann jetzt mit beiden Vorderpfoten in der Erde zu scharren. Seine Augen sprühten dabei und er war so eifrig bei seiner Arbeit, daß er bald ein ansehnliches Loch gescharrt hatte, und plötzlich hielt er im Scharren inne und brachte triumphierend seinem Herrn einen Gegenstand angeschleppt, der in der Grube gelegen hatte.

„Das ist ja meine Geldklage!“ rief der Bestohlene aufgeregt.

Ja, sie war es wirklich, und nach und nach brachte der Hund schweißbedeult noch alle anderen bei dem Einbruch entwendeten Gegenstände seinem Herrn aus der Grube angeschleppt.

„Das ist ja geradezu wunderbar!“ rief der Bestohlene, „alles, alles ist das ja, was mir gestohlen wurde.“ Er war überglücklich. „Dieser Hund ist ja ein Wundertier,“ rief er ein über das andere Mal und streichelte den Hund, der sich aber wenig aus dem Lobe des Fremden zu machen schien, sondern mit um Anerkennung bittenden Blicken an seinem Herrn hing.

„Du hast das gut gemacht, Harras,“ sagte dieser freundlich, „aber nun mußt du noch den Täter finden. Suche weiter, Harras!“

„Den wirklichen Täter wirst du uns niemals sagen,“ dachte der Ochsenwirt, der fester als je davon überzeugt war, daß der Fremde den Einbruch verübt hatte.

Der Hund nahm gehorsam die Fährte aufs neue auf. Er verließ die Scheune, eilte aufs neue vorwärts, diesmal in das Dorf zurück.

„Ich glaube gar,“ sagte der Bestohlene verwundert, „daß geht auf dein Haus zu, Ochsenwirt.“

So war es wirklich. Der Ochsenwirt wußte nicht, was er davon denken sollte. War es möglich, daß dieser Hund seinen eigenen Herrn verriet? —

Die nun folgenden Minuten erschienen ihm die spannendsten seines ganzen Lebens. Ohne vom Wege abzuweichen, ohne auch nur einen

Augenblick zu zögern, eilte der Hund auf das Wirtshaus zu.

Auf dem Hof stand einer der Knechte des Wirtes. An ihm sprang der Hund so heftig empor, daß der Mann fast umgefallen wäre.

„Was hat das Tier?“ rief er erschrocken. Bornig bellte ihm der Hund an.

„Sie haben in dieser Nacht den Einbruch verübt!“ sagte der fremde Herr, dem Knecht die Hand auf die Schulter legend.

„Den Einbruch — ich?“ wiederholte der Knecht ausgebracht, „wer will mir das beweisen? Weil Ihr Hund mich anbellt, bin ich noch lange kein Einbrecher.“

Gerade wollte sich auch der Ochsenwirt ins Mittel legen, dem es widerstrebte, daß sein unschuldiger Knecht von dem Manne des Verbrechens beschuldigt wurde, den er für den wirklichen Verbrecher hielt, da sagte der Fremde: „Woher stammt diese Mißwunde an Ihrem Finger?“

„Solchen Riß holt man sich leicht,“ entgegnete der Knecht, „wie soll ich noch wissen, woher er stammt.“

„Sie haben aus diesem Riß einen einzigen Blutstropfen verloren, der ihr Verräter wurde,“ sagte der Fremde.

„Wir kann niemand etwas beweisen,“ sagte der Knecht.

„Das wollen wir abwarten! Ich werde Ihre Sachen untersuchen,“ sagte der Fremde, in dessen Wesen jetzt eine so große Entschiedenheit lag, daß niemand ihm zu widersprechen wagte.

In Gegenwart der andern untersuchte er die Habseligkeiten des Knechtes, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Mit einem spöttischen Lächeln sah der Knecht ihm zu.

„Sie werden nichts finden,“ sagte er.

„Was ist denn dies?“ fragte der Fremde plötzlich, einen Gegenstand emporhebend. Es war ein kleiner Dietrich. Der Knecht zuckte die Achseln.

„Zeigen Sie mir erst einen Menschen, unter dessen Eigentum sich nicht ein Dietrich befindet!“ sagte er; „deswegen braucht man noch lange kein Einbrecher zu sein.“

Aber der Fremde deutete auf ein kleines, winzig kleines Stüchchen aus rotem Holz, das an dem Dietrich klebte. „Dies Stüchchen Holz wird Ihr Verräter,“ sagte er ernst, „denn es stammt von dem erbrochenen Schranke, den dieser Dietrich öffnete. Genau solch rot angestrichenes Holz hatte dieser Schrank.“

„Ja, ja, das ist richtig!“ rief der Bestohlene eifrig, und zum ersten Male blieb der Knecht jetzt die Antwort schuldig.

In diesem Augenblick trat der zweite Knecht des Ochsenwirts ins Zimmer, das er mit dem anderen zusammen bewohnte. Sogleich fragte der fremde Herr: „Ist Ihnen diese Nacht irgend etwas aufgefallen?“

Der Gefragte lachte verlegen. „Ach, was sollte mir wohl besonders aufgefallen sein,“ erwiderte er.

„Wenn es nur eine Kleinigkeit ist, für uns kann sie von Wichtigkeit sein,“ fuhr der fremde Herr fort. „Besinnen Sie sich.“



„Nun,“ sagte der Knecht, „ich wachte nur einmal auf, weil ich hörte, daß mein Stubengefährte heimlich das Zimmer verlassen hatte. Ich bin aber gleich wieder eingeschlafen.“

„Das genügt uns!“ erwiderte der fremde Herr.

„Du Lummel!“ rief der Ochsenwirt in hellem Zorn, „auf der Stelle gestehst du, daß du den Einbruch verübt hast.“

„Nun, meinethwegen!“ rief der Knecht wütend, „aber wenn ich auch deswegen ins Gefängnis muß, dann mache ich mir auch noch nichts daraus.“

„Darüber wirst du schon anders denken, wenn du erst im Gefängnis bist,“ rief der Ochsenwirt. Er war außer sich vor Zorn. Daß ihm, der so viel von seiner kriminalistischen Begabung gehalten hatte, so etwas passiert war. Einen Gast seines Hauses hatte er in einem falschen Verdacht gehabt, und dabei war sein Knecht der eigene Täter gewesen. Die Haare hätte er sich darüber zerraffen mögen.

Mit einem leisen Lächeln wandte sich in diesem Augenblick der Fremde zu ihm.

„Nun, Herr Wirt, hatten Sie den gleichen Mann als Täter in Verdacht, wie ich?“ fragte er.

„Ach, ich muß es gestehen!“ rief der Wirt, „ich habe mich entsetzlich blamiert. Ihr Hund ist klüger gewesen, als ich. Wirklich,

das ist ein bewundernswürdiges Tier!“ Er warf einen achtungsvollen Blick auf Harraz, der noch immer den Knecht aufmerksam betrachtete. „Das ist ein großartiges Tier!“ rief er förmlich begeistert. „Vor dem schäme ich mich wirklich mit meinem menschlichen Verstande! Aber der ganze Fall war auch so verwickelt, alles lag in so tiefe Dunkelheit gehüllt! Der einzige Anhalt bestand in dem Blutsack, ich glaube, selbst der berühmte Kriminalkommissar Markmann hätte, wenn er hier gewesen wäre, denselben Verdacht gehabt, wie ich.“

„Das ist doch ein kleiner Irrtum,“ erwiderte der Fremde. „Ich glaube, jetzt ist es Zeit, mein Inkognito zu lösen. Ich selbst bin Kriminalkommissar Markmann.“

„Sie — selbst!“ rief der Wirt in hellem Entsetzen. „Sie sind Kriminalkommissar Markmann?“ Und ich, ich Tor — o, o, ich will es nur eingestehen, habe Sie für einen Verbrecher gehalten!“

„Meinen Sie, das hätte ich nicht gemerkt?“ erwiderte der Kriminalkommissar lächelnd. „Es hat mir heimlich großes Vergnügen bereitet.“

„Aber Ihre Andeutungen waren auch wirklich dazu angetan, einen Verdacht zu erwecken,“ sagte der Wirt kleinlaut. „Und überdies mieden Sie die Menschen so ängstlich.“

„Und doch lagen dem so natürliche Ursachen zugrunde!“ erwiderte der Kriminal-

kommissar lächelnd. „Sehen Sie, auch ein Kriminalbeamter kann einmal einer Erholung bedürfen. Bisher war mir nun aber in jedem Urlaub die Erholung durch irgend einen beruflichen, wichtigen Fall, den niemand anders zu enträtseln vermochte, unterbrochen worden. Deshalb wählte ich dies Dorf als Erholungsort und hielt mich von allen Menschen so fern wie möglich. Hier, meinte ich, würde mir nichts Berufliches in die Erholungszeit fallen. Und nun ist es auch diesmal wieder anders gekommen! Freilich, die Rolle, die ich in diesem Falle spielte, war mehr eine passive, ich selbst wurde für einen Verbrecher gehalten, und mein braver Harraz mußte als Detektiv auftreten, um den wahren Täter zu ermitteln!“

„Und auf großartige Weise hat er das getan!“ rief der Wirt begeistert. „Ich bewundere diesen Hund!“

Der Polizeihund wedelte, als er seinen Namen nennen hörte, mit dem Schwanz. Seine treuen Hundeaugen suchten den Blick seines Herrn, von dem ein Wort oder Blick der Anerkennung für den vierbeinigen Detektiv die schönste Anerkennung waren.

Allerdings fraß er eine Stunde später auch sehr beglückt die große Wurst, die der Bestohlene, der durch Harraz wieder in den Besitz seines Eigentums gelangt war, ihm als Zeichen seiner Dankbarkeit von seinem Herrn hatte überreichen lassen.

## Spiel und Scherz.

### Humoristisches.



Unter Proben.

„Ich sage Ihnen, ich hab' mir einen großartigen Pelz gekauft, riesig teuer.“

„Na, ich hab' einen viel teureren Pelz zu Hause, meinen Sohn, den Faulpelz.“

\* \* \*

Der unordentliche Herr Professor. „Was fehlt meinem Namen denn eigentlich, Herr Sanitätsrat — ist es schlimm?“ — „Durchaus nicht, verehrte Frau Professor. Die Verdauungsorgane sind nur etwas in Unordnung geraten.“ — „Ach, das alte Leid! Daß der gute Mann aber auch gar nichts in Ordnung halten kann!... Sie sollten nur 'mal seinen Schreibtisch sehen!“

Reell. „Ist der Antiquitätenhändler, den Sie mir empfehlen, auch vertrauenswürdig?“ — „Was heißt: vertrauenswürdig? Er ist de Reellität selbst. Wenn er sagt: das Ding ist alt — ist nicht einmal

ä Renner imstand, es von wirklich Altem zu unterscheiden.“

Hausfrauenaufsicht. „Ich bringe dir gewiß von der Jagd ein paar wilde Enten mit.“ — „Recht so, Männchen, aber vergiß nicht, die Preisauszeichnung abzunehmen, sonst bekommt unser Dienstmädchen wieder etwas zu lachen.“

Modern. „Jener Mann dort, liebe Irma, ist mein „Zukunftiger!“ — „Du wolltest wohl sagen: dein „Gegenwärtiger!“

Raffiniert. Rasierer (zum neuen Gehilfen). „Zu mir kommen auch viele Kadettchen, die rasiert sein wollen, aber keine Spur von Haaren haben!... Die rasieren wir halt mit der verkehrten Seite des Messers, um ihnen den Willen zu tun, verstanden?“

Der Komfort. „Hören Sie mal, das Haus, das Sie mir angeboten haben, ist ja mit einer Hypothek von 20 000 Mark belastet. Warum haben Sie mir davon nichts gesagt?“ — „Das habe ich Ihnen gesagt. Erinnern Sie sich nicht, ich sagte doch ausdrücklich: Dieses Haus ist mit altem Komfort der Neuzeit ausgestattet.“

Gute Hilfe. „Hast du dem Lehrer gesagt, daß ich dir bei deiner französischen Arbeit geholfen habe?“ — „Ja, Papa.“ — „Und was sagte er?“ — „Er sagte, er wollte mich heute nicht nachhaken lassen, ich brauchte nicht für anderer Leute Dummheit zu büßen.“

Ein unverbesserlicher Junggeselle. Einheimischer (verlobt): „In diesem Nest wird man entweder verrückt oder man heiratet.“ — Fremder: „Zum Heiraten könnte ich nie verrückt genug werden!“

Widerlegt. „Ich glaube, Sie haben in Ihrem Leben auch nicht viel Gutes ge-

tan!“ — „Da sind Sie im Irrtum, ich habe im Leben sehr oft des „Guten“ zu viel getan!“

Verblühte Kritik. Redakteur (zu einem jungen Dichter): „Ihr Manuskript ist so unleserlich geschrieben, daß es kein Mensch enträtseln kann, aber“, fügt er gutmütig bei, „das schadet auch gar nichts, junger Mann!“

Vorspiegelung falscher Tatsachen. Richter: „Daß der Angeklagte seine Stellung als Chauffeur längst verloren hatte, hat er Ihnen nicht gesagt?“ — Die geschädigte Hauswirtin: „Im Gegenteil, er hat noch mindestens drei Wochen nach Benzin gekrochen!“

Boshaft. Richter: „Unerhört! So geschimpft hat meine Freundin über mich?“ — Onkel: „Verlaß dich darauf, keine gute Feder hat sie an dir gelassen...!“

### Vexierbild.



Wo ist Lanie Anna?





**Der albanische Ministerpräsident Turlhan-Pascha in Rom.**

Der albanische Ministerpräsident Turlhan-Pascha hat sich vor kurzem in Rom aufgehalten, um mit den leitenden Stellen der italienischen Politik Fühlung zu nehmen.

### Zur Krise in Albanien.

Die Verhaftung des bisherigen Kriegsministers und Oberbefehlshabers der albanischen Armee Essad-Pascha hat mit einem Schlage klargelegt, wie bedrohlich sich die Verhältnisse in Albanien und besonders auch in der Residenzstadt Durazzo zuspitzen haben. Der Festnahme Essads, der dann an Bord eines österreichischen Kriegsschiffes in Gewahrsam gebracht wurde, gingen heftige Straßenkämpfe voraus, bei denen Essads Leibwache von der holländischen Gendarmen überwältigt wurde.



**Richard Strauß**

erhielt anlässlich der Uraufführung seiner „Josephslegende“ in Paris das Offizierskreuz der Ehrenlegion.

### Richard Strauß

hatte mit seinem neuesten Bühnenwerk, dem wortlosen Musikdrama „Josephslegende“, das kürzlich durch das Russische Ballett an der Großen Oper zu Paris seine Uraufführung erlebte, beim Publikum wie bei der Fachkritik einen vollen Erfolg. Zahlreiche auswärtige Bühnenleiter und die ersten Pariser Gesellschaftskreise, darunter der deutsche Botschafter Freiherr v. Schoen, wohnten der mit Spannung erwarteten Premiere bei. Die französische Regierung hat im Anschluß daran den berühmten deutschen Lieddichter noch ganz besonders ausgezeichnet, indem sie ihm das Offizierskreuz der Ehrenlegion verlieh, eine für Ausländer seltene Ehrung.



**Essad-Pascha**

der wegen Hochverrats verhaftete bisherige Kriegsminister, wurde vom Fürsten Wilhelm von Albanien in die Verbannung geschickt.



Vom Alster-Stafettenlauf des Hamburger Leichtathletik-Verbandes: Die Läufer auf dem Jungfernstieg.



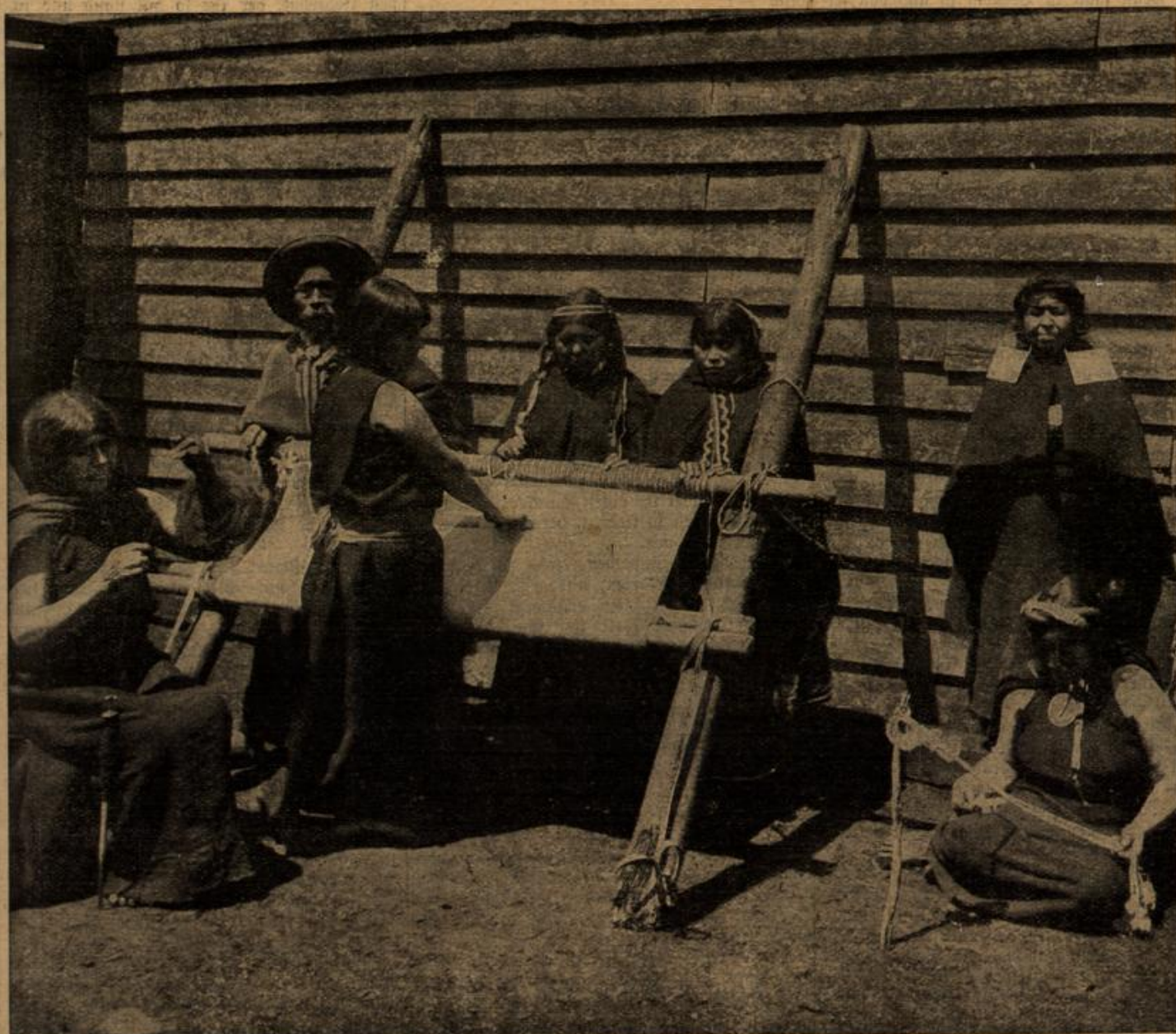
# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 24

Verlag von J. B. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Baireuth.

Jahrgang 1914



Arakanische Familie bei der Arbeit.



# Die Tauben von San Marco. Von Käthe van Beeker.

Nachdr. verb.

**D**ora! „Papa?“ Das junge Mädchen wandte sich mit fragender Gebärde vom Fenster fort, dem Zimmer zu, in dessen Innerem ein älterer Herr beim Studium der Zeitung saß und nun kopfschüttelnd sagte:

„Ich denke, du warst herunter gekommen, um eine Karte an Tante Hedwig zu schreiben?“

„Stimmt!“ nickte Dora, lächelte und trat ein paar Schritte vom Fenster zurück. „Wollte ich auch. Aber ich habe mich entschlossen, die lobenswerte Tätigkeit erst abends auszuüben. Jetzt käme es mir wie eine Vergeudung meiner Zeit vor, wenn ich etwas anderes täte, als aus dem Fenster zu sehen. Papachen, wie kann man Zeitung lesen, wie kann man Postkarten schreiben, wenn man in Venedig ist und von seinem Fenster aus den köstlichsten Blick der Welt hat, den Blick auf den Hafen, auf San Giorgio und, last not least, auf den Markusplatz mit all seinen Wundern und Schönheiten! Schon allein die Tauben! Liebstes, laß doch die alte, langweilige Zeitung! Komm und sieh und genieße!“

Sie wandte sich wieder dem Fenster zu, und während der Vater langsam aufstand und sich ihr näherte, plauderte sie lebhaft weiter:

„Sieh nur, Papachen, sieh nur, eine Taubenwolke, ein Taubenregen, ein —“

„Ja, ja, eine Bande Dreckfinken und Frechlinge, die vor nichts Respekt und Achtung hat, der die ganze wunderbare Schönheit und Pracht des Markusplatzes und der Markuskirche gerade gut genug ist, um darauf herum zu kotlettieren und sie mit der Pracht und Schönheit ihrer Machwerke sauber zu dekorieren.“ spottete der Justizrat Wermenhof und sah durch seine Brillengläser verächtlich auf die trippelnde, flatternde, gurrende Schar der von ihm geschmähten und von andern Reisenden verhätschelten graugrünen, schillernden Lieblinge.

„Aber, Papachen, wie kann man nur daran denken —!“

„Denken? hm, man braucht nur die Augen aufzumachen, dann sieht man überall die Spuren dieser reizenden Tierchen. Ganz Venedig werden sie schließlich noch unter ihrem Schmutz begraben.“ grollte der Justizrat weiter und warf einen anklagenden Blick auf das goldene Biergespann, das vom Dach der Markuskirche stolz in die Welt hinauszusprenken droht und es sich eben ganz demütig gefallen lassen mußte, daß eine Schar der zierlichen Tauben ihm auf Rücken, Mähnen und Schwänzen herumlaterte und sich sonnte.

„Na, Papachen, was den Schmutz anbetrifft, so wollen wir die armen Tauben nicht allein verantwortlich machen.“ lachte Dora und schob ihren Arm in den des Vaters. „Venedig braucht darin nicht so ängstlich zu sein, es schafft es nach der Seite hin auch ohne Tauben. Brumm nicht, Bating, und störe nicht meine Bewunderung durch schändliche Alltagsbemerkungen.“

Sieh mal, du hast gestern gesagt, daß dir Venedig ohne den Campanile nicht vollkommen Venedig sei. Das ist Geschmacksache. Ich finde es ja schöner, wenn der vieredrige Kasten nicht wieder aufgebaut und die reine Schönheit des Markusplatzes nicht durch seine Plumpheit gestört würde —“

„Dora — und du nennst dich meine Tochter?“

„Aber Papachen, ich will dir doch nur klar machen, daß die Schönheitsbegriffe nach gewissen Seiten hin verschieden sind, und daß man jedem die seinen gönnen soll. Ich achte deine Ansicht, aber ich stelle die meine dagegen, daß Venedig für mich nicht vollkommen Venedig wäre ohne die Tauben des Markusplatzes.“

„Natürlich, echte Weiberoberflächlichkeit, die überall nach dem Tand und Spielzeug greift! Ich dachte, meine Tochter wäre weniger kindisch —!“

Sie begegnete dieser schweren Beleidigung mit echt weiblicher Logik. Sie lächelte, lehnte den Kopf an Vaters Schulter und sagte mit köstlicher Unbefangenheit: „Du, Papachen, ich möchte mich brennend gerne unter all den Tauben photographieren lassen!“

Der Justizrat trat entrüstet einen Schritt zurück.

„Du bist wohl übergeschnappt, mein liebes Kind? Eben habe ich dir meinen direktesten Abscheu gegen diese alberne, kollette Spielerei ausgesprochen, und da kommst du —“

„Ach, Bating, das war doch nur schöne Redeverbundung und Theorie, in der Praxis mußt du doch einsehen, daß man nicht in Venedig sein kann, ohne sich auf dem Markusplatz, garniert mit Tauben, photographieren zu lassen.“ lachte Dora in voller, unbeflümmelter Siegesficherheit.

Sie kannte ja ihren Vater. Brummen tat er, ja, das gehörte zu seinen Reisevergnügungen, aber ihr einen Wunsch abschlagen, noch dazu einen so kleinen, berechtigten, nein, das kam nicht vor.

„Sieh mal, Papachen, zehn Lire kostet das Tugend Postkarten, nur zehn Lire. Ich habe mich danach schon erkundigt —“

Etwas erstaunt hielt sie inne, denn der Papa machte eins jener Gesichter, die er sonst nur in schwierigen Prozessen aufzusetzen pflegte, halb sarkastisch, halb drohend ernst, ein Gesicht, mit dem sich nicht spaßen ließ, und eben so war sein Ton, als er jetzt sagte: „Sehr hübsch, daß du schon vorsichtige Erkundigungen eingezogen hast, aber sie werden dir nicht viel nützen. Diesmal wird sich die Theorie mit der Praxis decken. Ich sehe die dringende Notwendigkeit, allen Unsum mitzumachen, nicht ein, besonders in diesem Falle. Zehn Lire fortanzuerkennen, dazu langen meine Mittel nicht. Ich stampfe die goldenen Zehnliresstücke nicht aus dem Boden, mein Kind!“

Nun lachte Dora schon wieder. Wenn der Papa sich hinter so leicht umzustößenden Weigerungen verschlangte, dann war ihr nicht bange.

„Aber ich, Papachen; ich opfere sie gerne

für die Bönne, mich allen heimatischen Bekannten präsentieren zu können auf dem Markusplatz, zwei Tauben auf dem rechten, drei auf dem linken Arm, eine —“

Was dem Papa heute nur einfiel? Er ließ sein sonst so verwöhntes Töchterchen nicht weiter reden, sondern sagte kurz und verzweifelt streng: „Dora, ich verbiete dir auch nur eine Lire für diesen Unsum auszugeben, ich verbiete es dir. Ich will nicht, daß meine Tochter solche Aberrationen mitmacht.“

„Aber Papa! Ich soll in Venedig gewesen sein und niemals die Tauben gefüttert haben? Papa, das ist Barbarei, das ist — das ist —“

Tränen ersticken ihre Stimme. Achtzehn Jahre war sie alt und sollte um ihren heißesten Wunsch betrogen werden, sollte nicht im weißen Kleide, mit dem großen, weißen Federhut, der ihr so gut stand und sie Vili im Park so ähnlich machte, auf dem Markusplatz stehen und die Tauben füttern dürfen! Das war Tyrannei und rohe Machtentfaltung, das war — das war —

Der Justizrat mußte selbst einsehen, daß „es war“. Nämlich, daß es zuviel war. Er hatte sich zu einem ganz unmotivierten Verbot hinreißend lassen, in einer plötzlichen, ihm eigentlich jetzt schon unverständlichen Aufwallung. Aber nun war er doch in seinen Born und in dieses Verbot so verrannt, daß er selbst vor Doras Tränen nicht nachgab, wenigstens nicht vollkommen.

Barisch fuhr er die Tiefgefränkte an: „Na, bitte, keine Szene! Du benimmst dich wie ein albernere Badfisch, nicht wie meine vernünftige Tochter, die ich mir als Gefährtin auf die Reise mitgenommen habe. Ich denke, Venedig bietet mehr als solchen Firtlesanz!“

Dora schluckte an ihren Tränen. Dieser Papa! Ihr so zu kommen! Natürlich sagte sie jetzt kein Wort, schnob sich nur mit Ostentation die Nase und schritt zum Tisch, um nun, wo die ganze Welt ihr vergällt war, die bewusste Postkarte an Tante Hedwig zu schreiben.

Dem Justizrat war vor dieser stummen Resignation unheimlich zumute. Sein lieber, lustiger, kleiner Reisefamrad, seine Einzige, sein Verzug, und er alter Tyrann hatte das Kind gekränkt! Es tat ihm selbst am wehesten. Aber ganz nachgeben durfte er nicht. Sie sprang sowieso schon mit ihm um wie mit einem Hampelmann.

Er nahm wieder seine Zeitung vor, aber er fand keine Ruhe zum Lesen. Das ganze Zimmer kam ihm dunkel und trübe vor, wenn Doras fröhliches Gesichtchen es nicht erhellte. Er ruckte auf seinem Stuhle hin und her, räusperte sich, knipste mit den Fingern und sagte dann plötzlich in die drückende Stille hinein: „Was übrigens die Taubenfütterung anbetrifft, so erstreckt sich mein Verbot nicht auf sie. Die Tauben darfst du meinetwegen dreimal am Tage füttern —“

„Ach, du goldenster, liebster, bester Papa,“ jubelte Dora und flog zu ihm herüber. Natürlich, ihr guter, alter Brummbär meinte es nie so böse, er tat nur so. „Nachher gleich machen wir's, ich und du, und dann



lassen wir uns zusammen photographieren!"

Das war nun doch über das Ziel geschossen. Der Papa zog gleich wieder die Stirne kraus, besann sich auf seine väterliche Autorität und sagte: „Dora, bleib in deinen Grenzen! Wenn ich einmal etwas verbiete, gehe ich nicht davon ab. Photographiert wird nicht. Ich gestatte keinen Pfennig für diese unnütze Ausgabe, keinen Pfennig. Auch nicht aus deiner Kasse — richte dich danach! Du weißt, ich setze dir nie Schranken für deine Ausgaben, ich bin nicht geizig, aber hierfür will ich kein Geld ausgegeben haben.“

Denn so schien ihm das Verbot am begreiflichsten und begründetsten, und verboten sollte es nun einmal bleiben, damit das Mädel sah, daß es nicht der liebe Herrgott sei und seinen alten Vater nicht nach jeder Seite hin wenden könne.

Dora hatte nun auch endlich begriffen, daß der Papa in diesem Punkte seinen Rappel hatte, wie sie das nannte. Es gab so ab und zu Ideen bei ihm, deren Zweck und Sinn man nicht recht verstehen konnte, die man aber notgedrungen achten mußte. Männer waren nun einmal verzwickte Subjekte!

Sie dachte ein Weilchen nach, und dann versuchte sie noch einmal durch ein Hintertürchen an ihr Ziel zu gelangen.

„Und wenn mich nun ein Liebhaber photographieren würde?“

Liebhaber war nun gerade das falsche Wort, das sie wählen konnte, denn nichts fürchtete der Justizrat so sehr, als das, was man im allgemeinen und besonderen unter diesem Ausdruck versteht, und was ihm möglicherweise sein geheimes Kleinod, seine Dora, entreißen konnte.

Gerade um sie davor zu schützen, hatte er diese Reise unternommen, denn der Assessor, der bei ihm arbeitete, war bis über beide Ohren in des Hauses Töchterlein verliebt gewesen, und das Töchterlein hatte in letzter Zeit blasse Wangen gehabt und über Müdigkeit geklagt, Symptome, die der Hausarzt als Bleichsucht bezeichnete, die das bangende Vatergemüt sich aber ohne weiteres als Herzerwachen und Liebessehnsucht auslegte. Und darum traf das Wort „Liebhaber“ den Justizrat wie ein Moskitostich.

Er fuhr auf. „Liebhaber? Was verstehst du darunter? Ein ehrbares Mädchen hat nicht an Liebhaber zu denken!“

„Aber, Papachen, so meinte ich es doch nicht. Liebhaber, wie du es meinst, sind mir höchst schnuppe. Amateur, Amateur,“ verdeutschte Dora lachend und sah dabei so unschuldig und harmlos aus, wie sie es auch in Wirklichkeit war, denn diesmal hatte der Hausarzt recht gehabt, und nicht Liebesweh, sondern ein bißchen ganz prosaische Bleichsucht hatte ihr in den Gliedern gefesselt. Sie dachte wirklich nicht an Liebhaber, sondern freute sich ihres jungen Lebens und des Beifalls, der ihr überall entgegengebracht wurde, mit so unbefangenen Herzen, wie der eifersüchtigste Vater sich nichts besseres wünschen konnte.

Der Justizrat sah mit Inquisitorblick in das hübsche, von der Reiselust schon wieder lebensvoll gefärbte Gesicht seines Töchterchens, und dann lachte er auch. Diese Kinderaugen mit ihrem offenen, fröhlichen Blick logen nicht, ihr Herz war noch nicht gewedt, er hatte zur rechten Zeit die Flucht ergriffen und sein Kleinod unverfehrt gewahrt.

„Schnuppe,“ so vulgär das Wort klang,

in seinen Ohren war es Musik. So spricht kein liebendes Mädchen.

Seine Dame hob sich augenblicklich bedeutend. Er fühlte sich nach jeder Seite hin als Beherrscher der Situation, und das passierte ihm Dora gegenüber nicht oft. Aber diesmal hatte er es erreicht, und der Raufch über diesen Sieg stieg ihm zu Kopf.

„So, so — na, das läßt sich hören,“ schmunzelte er. „Amateur — hem —“

Blitzschnell ließ er die Fassen der Pension in seinem Gedächtnis Revue passieren. Zwei Lehrerinnen, drei pastorliche Ehepaare, ein halbbliinder Pole und ein älterer Doktor der Philosophie. Keiner unter allen, der einen Apparat besaß. Er konnte sich großmütig und nachgiebig zeigen, ohne Gefahr zu laufen, daß sein Verbot sich damit umstoßen ließe.

„Das ist eine andere Sache. Wenn du einen Amateur findest, der dich photographieren will, dann will ich nichts sagen.“

„Ach, du lieber, braver Bating,“ jubelte Dora, und dann besann sie sich und setzte nachdenklich hinzu: „Das heißt — wo soll ich denn einen Amateur hernehmen, Papachen?“

Papachen zuckte boshaft lächelnd die Achseln.

„Das ist nicht meine Sache. Sieh dich nur um, mein Kind. Vielleicht, daß einer der Herren hier in der Pension sich dazu eignet —“

„Das sind ja gar keine Herren,“ entrüstete sich Dora in vollkommener Mißachtung verheirateter Pastoren, halbbliinder Polen und altlicher Philosophen. „Ich glaube, Papachen, deine Erlaubnis ist nicht viel wert.“

Dabei sah sie in sein Gesicht, sah ein Lächeln, dieses Siegerlächeln eines Tyrannen, der seine Macht höhnisch mißbraucht, und im Nu stieg ein großer, heißer Born in ihr auf. Der Papa mokierte sich über sie, der Papa wußte, daß es außer aller Möglichkeit lag, einen Amateur zu finden.

Seine Erlaubnis war wirklich nichts wert! O, dieser Papa!

Na, es lohnte nicht, ihm seine Sünde vorzuhalten, das gab nur Mißstimmung. Aber —!

Man konnte doch nicht wissen, wie sich das mit einem Amateur machte! Jetzt wurde es Ehren- und Sportsache, einen zu finden! Jetzt gäbe sie ihre ganze Reiselasse, ah — mehr, viel mehr — auch moralische Werte gäbe sie darum, wenn sie einen fände!

Der Papa hatte sie maßlos gereizt, ihren Ehrgeiz gewedt und sie auf Bahnen getrieben, auf Bahnen —

Was für Bahnen das sein könnten, wußte sie zwar vorläufig nicht, aber immerhin war ihr Born gewedt, und wenn der Born eines hübschen, jungen Mädchens gewedt ist und nach Betätigung sucht, dann freut sich seiner höllischen Majestät jüngster Enkelsohn, ein kleiner, böser Gelegenheitsmacher, der ein schwarzes und ein weißes Flügelchen hat, mit einem Beinchen im Himmel und mit dem andern in der Hölle steht, in seiner Reisetasche tausend listige Zufälle trägt und stets bereit ist, einen dieser rosig gefärbten, schelmischen Zufälle zu spendieren, um törichten Vorsätzen und unüberlegten Handlungen vorwärts zu helfen.

Diesmal postierte er Horst Ehrenbrück, der sich zur Feier seines glücklich bestandenen medizinischen Examinens eine Italienreise ge-

famosen photographischen Apparat mitgenommen hatte, gerade auf den Markusplatz, als Justizrat Wernenhof mit seinem Töchterchen aus der Merceria heraustrat, um eine Nachmittagspartie nach dem Rido zu unternehmen.

Horst Ehrenbrück war eben damit beschäftigt, den richtigen Punkt und Augenblick für eine Aufnahme der Markuskirche zu finden.

Er stand sehr hübsch und schlank und elegant mitten auf dem Markusplatz und klammerte sich um diesen und seine Besucher ganz und gar nicht, denn er war Amateur mit Leib und Seele und hatte selbst die Ueberszeugung, daß ihn nichts in der Welt mehr interessieren könne als eine gelungene Aufnahme.

Und er knipste und hatte sie und sah aufatmend und tief befriedigt empor, gerade in zwei dunkelblaue köstliche Mädchenaugen, die mit einem seltsam sehnsüchtigen, fast flehenden Ausdruck in die seinen tauchten.

Nur eine Sekunde lang, nur ein Augenblick in des Wortes vollster Bedeutung, aber da war es geschehen, da hatte der ganze Markusplatz und alles, was in und auf ihm noch hatte photographiert werden sollen, jeden Wert und jedes Interesse verloren, und der junge Herr Doktor sah nur noch eine zierliche, weißgekleidete Mädchengestalt und einen großen, weißen, wogenden Federhut, unter dem ihm zwei dunkelblaue, köstliche Augen einen so seltsamen, sehnsüchtigen, flehenden Blick zugeworfen hatten.

Er war nicht verliebter Natur, und Mädchenblicke hatten ihn oft getroffen, viele, feurige, lodende, sehnsüchtige — ja, auch sehnsüchtige und flehende, aber dieser — dieser hatte einen ganz eigenen Reiz und Zauber gehabt, in diesem lag etwas geheimnisvolles, zwingendes, etwas, das er noch nie in einem Mädchenblick sah, und das wie ein elektrischer Schlag auf ihn wirkte.

Fast mechanisch folgte er dem Raro.

Sie sah sich nicht mehr nach ihm um, die reizende Kleine. Er erwartete das auch nicht, denn in diesem Blick hatte keine Koletterie oder gefallsüchtige Aufforderung gelegen, er war nicht unkorrekt und abenteuernd gewesen. Ganz, ganz etwas anderes hatte darin gelegen, und gerade dieses andere, unverständliche zog ihn ihr nach.

Jetzt zögerte der Schritt des jungen Mädchens, das Köpfchen bog sich ein ganz klein wenig zur Seite. Welch ein reizendes Profil! Und, wahrhaftig, ein halber Blick hatte ihn wieder gestreift, ein hastiger, suchender. Dabei war ihr das Blut ins Gesicht geschossen, und ihm klopfte das Herz wie einem Primaner, der seiner Tanzstundenliebe nachsteigt.

Tolle Sache! Aber reizvoll. Kein gewöhnliches Abenteuer, sondern eine Eigenart, etwas besonderes.

Sie sprach mit dem alten Herrn, an dessen Arm sie ging — sicher ihr Vater. Jetzt kaufte sie eine der Tüten, die überall von den Händlern dort feilgeboten werden, und dann wandte sie sich lächelnd um und schritt nach einem der hohen roten Masten, an dessen Fuß die Schar der grüngrauen Tauben ganz besonders dicht herumtrippelte.

Ah, sie würde die Tauben füttern! Welch ein holder Anblick!

Blitzschnell hatten die ledernen Tiere sich um sie gesammelt. Da wagte sich eine auf ihren ausgestreckten Arm, zwei andere senkten sich auf ihre Schulter, es flatterte und gurrte um sie herum. Und ihr Gesichtchen





Gruppe der Dingolfinger aus Niederbayern im Festzuge.



Eine Bayern-Gruppe im Festzug.

### Dom ersten deutschen Volkstrachtenfest in Mainz.

Am Himmelfahrtstag fand in Mainz ein Volkstrachtenfest statt, an dem alle Volkstrachten-Vereine Deutschlands und des deutschen Oesterreichs teilnahmen. — Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete ein großer Preis-Festzug, der den zahlreichen Zuschauern durch seine Farbenpracht einen großen Genuß bereitete. — Mehrere 100 000 Menschen wohnten dem Festzug bei, der alle 3 Jahre wiederholt werden soll. — Gewiß wird diese Veranstaltung dazu beitragen, weitere Kreise für die Erhaltung der schönen Landestrachten und damit auch für manche schöne alte Sitte, die da und dort mit den alten Schmuckstücken, den farbenfreudigen Kleidern aus der Vergessenheit auftaucht, zu interessieren. Den Künstler entzücken die schönen farbensatten Bilder, der Historiker findet ebenfalls manchen längst untergegangenen geglaubten Schatz an Bräuchen, an Redewendungen zc. zc. an solchen Festen.



Ein Ponny-Rennen in Schottland: Die Ponny's vor dem Start.

### Ein Ponny-Rennen in Schottland.

In Schottland, der Heimat der Shetland-Ponny's, finden jährlich große Ponny-Rennen statt, die auf das Publikum stets eine große Anziehungskraft ausüben. Die Ponny's werden auch in großen Gestüten gezüchtet und sind mitunter sehr teuer, besonders wenn sie zu sportlichen Zwecken, z. B. Pferde-Polo, vorbereitet sind.



Der Franzose Clément Bayard, der in Köln wegen Spionageverdachts vorübergehend verhaftet wurde.

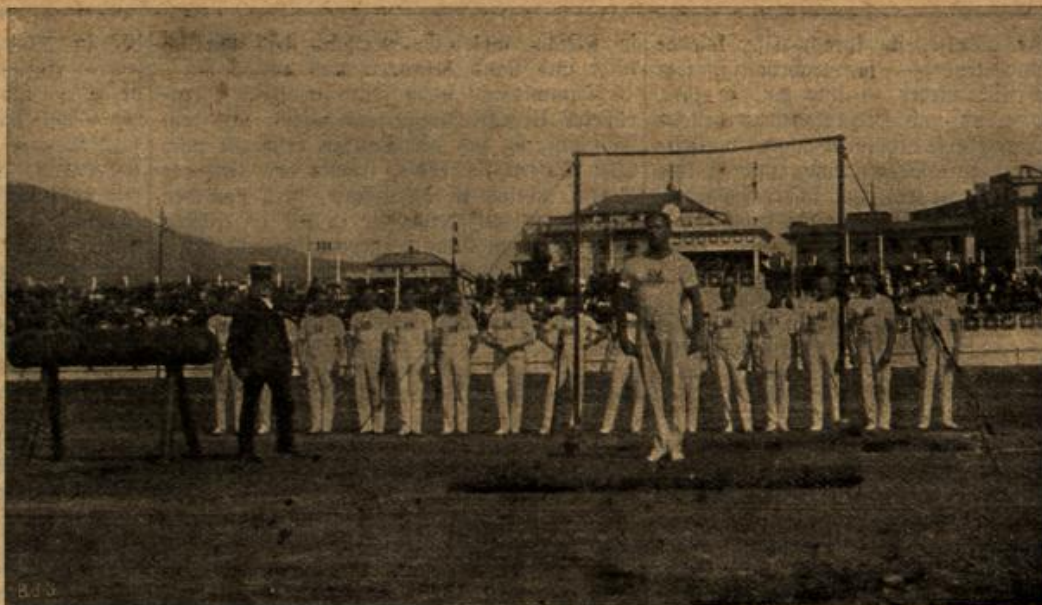
Clément Bayard und seine Begleiter verfolgten bei ihrer Reise nach Deutschland den Zweck, die in Mittel- und Westdeutschland gelegenen Luftschiffhallen so eingehend wie möglich zu besichtigen. In Hamburg wurden sie von der Polizei beobachtet und ihre Festnahme war dort bereits in Aussicht genommen. Im Einvernehmen mit der Hamburger Polizeibehörde wurden sie dann in Köln bei dem Versuche, auch die dortige Luftschiffhalle zu besichtigen, polizeilich wegen Verdacht der Spionage festgenommen.





**Der junge russ. Schachmeister Alechin,**  
der dritte Preisträger im Petersburger Turnier.

Beim Petersburger Schachturnier, bei dem sich bekanntlich die ersten Größen des Schachspiels trafen, hat neben den beiden „Favoriten“ Dr. Lasker und Capablanca der dritte Preisträger Alechin die Aufmerksamkeit der Schachfreise erweckt. Alechin ist der Sohn eines reichen abligen Grundbesitzers aus Petersburg und studiert an der dortigen Universität. Beim Spiel erschien er stets in der russischen Studentenuniform, die von allen Studierenden getragen werden muß. Alechin, der erst 22 Jahre alt ist und zu den Freunden des kubanischen Schachgenies Capablanca gehört, war bisher ganz unbekannt.



**Der Turner-Kongreß in Genua: Die Vorführungen der deutschen Riege.**

In Genua fand dieser Tage ein großer Turner-Kongreß statt, zu dem auch Deutschland eine Abordnung entsandt hatte. Die Vorführungen der Deutschen Turnerschaft erregten durch die Gracität und Schwierigkeit die Bewunderung der ungeheuren Zuschauermenge.



**Festnahme der englischen Suffragetten, die versucht hatten, in den Königspalast einzudringen.**

Wüste Suffragettenschlachten haben vor kurzem wieder in Englands Hauptstadt stattgefunden. Die entragierten Damen machten den Versuch, in geschlossenem Zuge in den Buckinghampalast einzubringen, um dem König eine Petition für das Frauenstimmrecht zu überreichen. An den Toren des Palastes stellten sich Polizisten den Demonstrantinnen in den Weg, und es kam hier wie dann später beim gerichtlichen Verhör der Verhafteten und am Abend im His-Majesty-Theater zu unbeschreiblichen Tumulten.



glühte, sie lächelte, sie sprach leise, kosende Worte und jetzt — ja, wahrhaftig, jetzt flog ihr Blick wieder zu ihm hin, zu ihm, der bewundernd und entzückt etwas beiseite stand. Die Farbe ihrer Wangen vertiefte sich noch um eine Schattierung, und in ihre Augen trat wieder ein jetzt fast befehlender, sehnüchelig bittender zwingender Ausdruck.

Ihm verwirrten sich die Sinne. Was denn? Was sollte dieser Blick bedeuten? War sie doch eine Komete? — Schließlich sieht man einen fremden, jungen Mann nicht,

so seltsam an! Er verstand das wirklich nicht und stand befangen und ratlos da.

„Dummkopf!“ sagte Dora in tiefster, entrüsteter Ueberzeugung, trat zornig mit dem Fuß auf, so daß die Tauben erschreckt nach allen Seiten flatterten, streute den Rest der Erbsen achtlos in die Masse, stieg von den Steinufen, auf denen sie in der reizendsten Photographiestellung vergebens versucht hatte, die von Papa gestattete Amateuraufnahme zu erreichen, herunter und faßte mit Festigkeit den Arm des beiseite stehenden Vaters,

der in blinder, väterlicher Verliebtheit all seine Antipathie gegen Taubensütterung vergessen und ganz verzückt auf sein reizendes Töchterchen gestarrt hatte.

„Ich gebe dir recht, Papa, es ist eine Albernheit, diese Taubensüttererei,“ sagte sie mit verächtlich geschürzter Lippe. „Ich will gar nicht mehr so photographiert sein. Gar nicht. Die Menschen sind ja zu dumm! Und jetzt ärgere ich mich, daß ich mich überhaupt dazu herabgelassen habe. Aber daran bist du nur schuld, Papa!“ (Fortf. folgt.)

## Die Gesundheit von Paris. Von L. Fisch.

Nachr.  
verb.

**P**aris soll die gesundeste unter den Hauptstädten Europas sein. Hat sie doch im letzten Jahrhundert nur zwei größere Epidemien durchgemacht. Am 26. März 1836 zog die Cholera in die Stadt ein und forderte in der Straße Mazarine das erste Opfer, dem in kurzer Zeit 18 000 nachfolgten. Der Schrecken war unbeschreiblich und verleitete manchen Pariser zu den absonderlichsten Schritten; so jene Schar junger Leute, die dem Würgengel zum Trotz und Dohn, sich den ungewöhnlichsten Ausschreitungen hingaben. „Da wir morgen doch sterben, laßt uns heute noch die Freuden des Lebens genießen.“ Die Nacht wurde toll verbracht bei einem Maskenball im Hotel Dieu und am Morgen drauf lagen die meisten als Totenmaske auf der Bahre. Anno 1892 regierte dann die Influenza. In wenigen Tagen hatte sie die Schulen entvölkert, drang sie in die Kasernen, Gerichtshöfe, Warenhäuser. Der öffentliche Verkehr der Eisenbahnen, Schiffe, Omnibus, Wagen, Post und Telegraph litt empfindlich unter der Willkür, mit der diese Krankheit die Leute vom Posten weg ins Krankenzimmer schickte. Die Zahl der Toten war zwei bis dreimal so groß als zur gewöhnlichen Zeit, immerhin kein Vergleich mit der Cholera, die jeden hinwegraffte, den sie mit ihrem Gifthauch berührt. — Wie jeder einzelne, hat auch eine Stadt ihre gesunden und kranken Tage und so kann man sie vergleichen mit einem organischen Körper; der Erdboden, auf dem sie steht und der alles trägt, ist ihr Gerippe. Die Straßen sind ihre Licht- und Luftwege. So hängt die Gesundheit einer Stadt größtenteils ab von der Beschaffenheit des Bodens, von der Luft, die in ihr weht, vom Wasser, das man in ihr trinkt, vom Licht, das sie durchflutet.

Vom Erdboden selber bemerkt man in Paris unter dem Panzer der Straßen und Häuser nichts. Auf dem Land badet sich die jungfräuliche Erde im goldenen Sonnenlicht; hier hat die Luft freien Zutritt und deshalb werden dort alle gefährlichen Stoffe verschiedenster Art rasch zerlegt und verbrannt. Wie verhält es sich in der Weltstadt? Der Erdboden der Straßen und auch der Häuser ist auf hundertfache Weise durchsichert und durchtränkt von dem Wasser, das, nachdem es die Hausdächer und Mauern und Höfe abgewaschen, durch die Poren des Straßenpflasters eindringt und alle möglichen gärenden und faulenden Stoffe mit sich nimmt, ferner von den Hausabwässern, den verpestenden Abgängen der Gruben und Klosetts, die niemals ganz wasserdicht sind, und die ungesunden Abflüsse der Fabriken. Und für diesen Boden, der seit Jahrhunderten diese Stoffe aufnimmt, gibt

es keine Luft, um die organischen Bestandteile zu verbrennen noch Licht, um die Mikroben zu zerstören. Es ist begreiflich, daß sich diese Krankheitskeime in den warmen und feuchten Erdschichten rasch entwickeln. Wenn ein altes Häuserviertel abgerissen oder eine Straße gebaut wird, so legen die Arbeiter ganze Lagen solcher Mikroben bloß, die schon lange dort gebrütet haben und so folgen der Bile des Arbeiters leicht ansteckende Krankheiten. Dies wurde noch so oft konstatiert, als man einen Eingriff in die Eingeweide des Stadtbodens machte. Durch die Schaufel aufgewühlt, vermischen sie sich mit dem Staub, werden vom Wind fortgetragen, heften sich an die Sohlen der Schuhe und werden so überallhin verschleppt.

Man muß sich aber nicht vorstellen, diese winzigen Krankheitskeime fliegen dann in der Luft herum wie Vögel; vielmehr heften sie sich an mikroskopisch kleine Staubteilchen, die in der Luft herumtanzen. Gerade dieser Staub und seine Menge ist einzig der große Unterschied zwischen der Stadt- und Landluft. Wie wir wissen, ist die Luft eine Mischung hauptsächlich zweier Gase, von Stickstoff und Sauerstoff, so daß es auf 100 Liter Luft 21 Liter Sauerstoff und 79 Liter Stickstoff trifft. Diese chemische Zusammensetzung verschiebt sich je nach der Dichtigkeit in kaum nennenswerter Weise. Die Luft auf weitem Meere, 400 Meilen vom Land entfernt, zählt 20,960 Prozent Sauerstoff, jene in Paris 20,913. Die Schwankung bezieht sich auf andere Gase, welche die Luft in verschiedener kleiner Menge in sich aufnimmt. Aber die Dinge ändern sich, wenn man ein anderes Element in die Luft einführt, das ist der Staub. Die Untersuchungen eines Tissander haben ergeben, daß die Landluft per Kubikmeter kaum  $\frac{1}{4}$  Milligramm Staub enthält und während trockenem Wetter 3—4 Milligramm. Die Pariser Luft aber enthält auf einen Kubikmeter im Durchschnitt 6—25 Milligramm Staub, je nachdem untersucht wurde bei nassem oder trockenem Wetter. — Nichts ist interessanter, als den Staub unter einem Mikroskop zu betrachten. Man findet da eine wunderliche Welt beisammen. Kohlentelchen, Gips, Salz, Mineralstoffe aus den Fabriken, Sand, Kalklöcher, Baumwoll-, Leinwand-, Hanffasern, Stärkemehl, Puder, Flaum, Fischschuppen, Haare, alles durcheinander und ineinander, doch so fein und dünn, daß die Staubteilchen die Klarheit der Luft nicht trüben. Der deutsche Hygieniker Rubner hat sich die Mühe genommen, die Berliner Straßenluft zu untersuchen und die mikroskopischen Körperchen zu zählen, die in ihr als Staub herumfliegen. Er zählte in einem Kubikmeter Luft deren 100 Milliarden. Dieser Staub ist nun beladen mit Mikroben, keimartigen

Lebewesen, die lange nicht alle unschuldig sind. Jene Baumwollfaser, die der Staub mit sich trägt, kommt vielleicht von dem Hemde eines Diphtheritis-Kranken und jenes Haarteilchen, das mit der Luft in unsere Lungen eindringt, kann auch von einem Typhus-Kranken herrühren. Ein Gramm Staub aus dem Park der Vorstadt Montsouris zählt 750 000 Mikroben, hingegen aus einem Zimmer an der Straße de Monge deren 2 100 000. Nur auf den Berggipfeln und auf offenem Meer ist die Luft fast gänzlich staubfrei. — Es ist begreiflich, daß unter dem ewigen Hin und Her der Wagen und Fußgänger das Pflaster die Luft mit Staub verpestet muß. In dieser Hinsicht gibt es nichts mangelhafteres als der Mal-Adam, d. h. das Pflasterungssystem mit zerstoßenem Granit, wie solches in einigen Straßen in Paris in Anwendung gebracht wurde. Der Granit nützt sich schnell ab, entwickelt einen feinen nervenreizenden Staub und verlangt eine öftere Begießung, welche dann wieder ganze Breislachen anrichtet. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus ist Steinpflasterung dem Holzpflaster vorzuziehen, da letzteres leicht faulende Flüssigkeiten eindringen läßt und ekelhafte Gerüche verbreitet. Und was sagt die Statistik zur Verkehrssicherheit dieser Holzpflasterstraßen? Seit die Pflasterung der Straße zwischen der Straße de Montmartre und dem Boulevard Poissonniere aus Holz besteht, haben sich die Unfälle der Fußgänger verdreifacht.

So staubhaltig nun auch die Luft sein mag, notwendig ist sie dem Pariser doch und je mehr, desto besser befindet er sich. Deshalb hat der Staat dafür gesorgt, daß möglichst viel Licht und Luft in die Wohnungen eindringe. Das Baureglement von Paris bestimmt die Höhe des Hauses nach der Breite der Straße, an der es gelegen, so daß in den Straßen bis 9,74 Meter die Höhe der Häuser auf 15 Meter, in den Straßen von 9,74 Meter bis 20 Meter Breite die Höhe auf 18 Meter beschränkt ist. Auch diese Maßregel finden die Hygieniker ungenügend und verlangen, daß die Höhe der Häuser gleichkomme der Straßenweite. Diese breiten Straßen haben noch den anderen Vorteil der vermehrten Luftzufuhr, ebenfalls eine Lebensbedingung. Man beobachte nur jene Leute, die infolge ihres Berufes im Dunkeln arbeiten müssen: sie verkümmern bald, werden blutarm, bleichsüchtig, matt. Immerhin ist Paris in Bezug auf Lichtfülle eine der glücklichsten Großstädte. Weniger hell als Kairo, empfängt sie zweimal mehr Licht als Petersburg, und ein und einhalbmal mehr als Berlin.

Wie alle größeren Städte entsendet Paris wieder seine besonderen „Düfte“. Doch diese stammen weniger aus den Kloaken, als aus



den Fabriken für Seifen, Kerzen, Fett- und Farbstoffe, Kunstdünger, aus den Lohgerbereien, die in einigen Quartieren so zahlreich sind, den Destillierräumen für Valerian, Ammoniak etc., die mit den Reibrichtplätzen in der Runde in Paris gelegen, die Stadt wie mit einem Gürtel umgeben. Namentlich bei anhaltender Wärme lagern sich diese Dünste in faulen Schwaden in der Luft und der geringste Windzug trägt sie in die vornehmsten Stadtviertel.

Von den Bäumen der Boulevards und Parkanlagen muß man nicht viel reinigenden Einfluß auf die Luft erwarten. Wieviel Bäume sind notwendig, um die Luft zu reinigen, die durch die Ausatmung zweier Personen verdorben ist? Nach einer genauen Berechnung des Chemikers Jeannel braucht dazu ein Hektar Wald. So reichen die 90 000 Bäume der Stadt wohl nicht hin, als Filter zu wirken und die Luft staubfrei zu machen. Doch möchte man sie nicht entbehren; sie verbessern den Erdboden, da ihre Wurzeln die Feuchtigkeit anziehen; sie ersetzen in den Parkanlagen dem armen Städter das Land, sind dem Greise und Genesenden ein willkommenes Plätzchen; die Kinder tummeln sich mit Vorliebe um ihre Gruppen herum und an wohligen Abenden findet sich manche Familie zum heitern Gespräch unter ihrem Blätterdach zusammen.

Eine andere Lebensfrage für Paris mit seinen bereits 3 Millionen ist das Wasser. Die Pariser haben allerdings die Seine; aber jene Zeiten sind vorbei, da Mercier in seinen Stadtbildern das Wasser der Seine ob seiner Tugenden priesen und es viel gesunder nennen konnte, als „die Wogen aus den helvetischen Bergen“. Weiß man doch heute, daß ein Kubikzentimeter ihres Wassers an die 150 000 Bakterien enthält. Die Stadt bezieht den täglichen Bedarf von 300 000 Kubikmeter Wasser aus den Quellen der Vanne, der Dhuis, Avre und Voing,

die 130 bis 170 Kilometer weit entfernt sind. Ohne je das Licht zu schauen, wird es in geschlossener Leitung nach der Stadt geführt. Dort ergießt es sich vorerst in vier gewaltige Sammler von je 200 000 Kubikmeter Inhalt. Nachdem es noch den Weg durch 18 Reservoirs zweiter Ordnung gelaufen, dringt es in die Hauptleitung, in gewaltige tief versenkte Röhren von 1,30 Meter Durchmesser. Von dieser sind 75 000 Leitungen in die einzelnen Häusergruppen abgezweigt, ferner 5400 Hydranten und 900 öffentliche Brunnen. Das Röhrennetz hat eine Länge von 2500 Kilometer. Die Bedienung des Wassers erfordert einen weitläufigen Beamtenapparat, mit eigenem Telegraph und Telephonnetz. In den Quellen selber wird das Wasser täglich von Chemikern und Ärzten untersucht und geprüft und jeder zweifelhafte Fall nach Paris berichtet. Mit seinen 300 Litern per Tag stellt sich der Pariser besser als der Londoner mit 150, der Berliner mit 100 und der Spanier in Madrid mit 15 Liter Wasser.

Vor allem sorgt Paris für die öffentliche Reinigkeit. Welche Maßregeln trifft die Stadt, um sich all der abgehenden Stoffe zu entledigen, in deren steigenden Flut sie sonst erstickt müßte? Jeder Tag beträgt ja die Menge schmutzigen Wassers 250 000 Kubikmeter, wozu noch 25 000 Kubikmeter aus den Kloaken hinzukommen. Unter den Straßenzügen, an der Seite der Wasserleitung ist ein ungeheures Kanalsystem in Mauerwerk angelegt. 11 500 Schalenöffnungen führen das Straßenwasser in diese Kanäle, 48 000 Abzugsröhren führen den Abfluß aus den Häusergruppen dorthin. Diese Kanäle laufen zusammen in eine Hauptader, wie die Äste eines Baumes, die sich in die weiten Zementkammern in Cligny, Asnières, Bords und Marceau entleert. Mittels Hebe- und Pumpmaschinen wird dann der Inhalt auf die weiten Felder Genèvilliers, Acheres und Mery-Pierrelaye geführt und dort als

ausgezeichnetes Düngemittel geschätzt. Jene Häuser, die keine „Kloake für alles“ besitzen, müssen sich zur Säuberung der Gruben anders behelfen. Der Hausabfall erledigt man sich auf andere Weise. Bis 1884, wo M. Boupelle die nach ihm benannten bequemen Reibrichtkübel erfand, beseitigte man jene nach einem Reglement aus dem Jahre 1608. Alle Abend wurde nämlich der Abfall direkt auf die Straßenseite geworfen. Diese Häufen lagerten dann der Trottoirs entlang. Mander, der spät nach Hause kehrte, mochte darin herumwaten und störte die Hunde und Ratten auf, die darin herumschnüffelten. Gegen Mitternacht erschien dann noch der Lumpensammler mit Kiepe und Sack und erst morgens wurde der Schutt auf Karren fortgeführt. Die Boupelle bezeichnet einen Fortschritt, wenn gleich sie gesundheitlich noch ihre Mängel hat, da sie beim Leeren in die Abfuhrwagen viel Staub entwickelt. Dann wird die Ladung weit weggeführt, ausgebreitet und von der Luft zum fetten Dünger umgewandelt, den sich die Bauern zumise machen. Immerhin nicht die beste Art, derartige Stoffe gesundheitlich unschädlich zu machen. Vielleicht wird Paris einmal das Beispiel englischer und amerikanischer Städte nachahmen, welche den Reibricht in großen Oefen verbrennen und die so entwickelte Wärme in elektrische Energie für Licht- und Kraftzwecke umwandeln.

Trotz all dieser Schattenseiten ist Paris eine gesunde Stadt. Seine Luft ist nicht so vom Nebel und Rauch getrübt wie in London, noch von Fieberkeimen geschwängert, wie in Rom zur Sommerszeit. Zudem werden die Krankheiten seltener, je aufklärter das Publikum in der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege wird. Möge der Tag nicht ferne sein, wo die moderne Pest, die Lungenschwindsucht, die von allen Krankheiten in Paris immer am meisten Opfer fordert, erfolgreich bekämpft werden kann.

## Humoristisches.



Das Familienoberhaupt. „Ah, Herr Professor, gratuliere! Fräulein Tochter hat ja Verlobung gefeiert!“ — „Meine Tochter? Ei, daß muß ich gleich mal meine Frau fragen.“

ter hat ja Verlobung gefeiert!“ — „Meine Tochter? Ei, daß muß ich gleich mal meine Frau fragen.“

O weh! A.: „Wie sind Sie denn bloß durch die Menschenmenge hindurchgekommen? Ich mußte eine halbe Stunde warten!“ — B.: „Ich habe die Zigarre geraucht, die Sie mir gestern verehrt haben, da wich mir jeder aus!“

Benutzte Gelegenheit. „Na, was ist Ihnen denn auf Ihrer Luftballonfahrt passiert, Herr Vogel?“ — „Ja, denken Sie sich, auf fünftausend Meter Höhe mußte ich dem Studiosus Borg, dem wir gerade begegneten, zwanzig Mark pumpen!“

Starke Konkurrenz. Gast (im Vergnügungshotel): „Die hiesige Gegend, so romantisch sie ist, soll aber in Bezug auf Strauchdiebe sehr unsicher sein.“ — Kellner: „Früher ja, seitdem aber hier die Hotels entstanden sind, hat die Sache aufgehört.“

Welcher Wille? Notar: „Sie wollen also Ihr Testament aufsetzen? Ist es auch Ihr eigener, fester und bestimmter Wille?“ — Kranke: „Ja, gewiß... nicht wahr, liebe Amalie?“

Mutterstolz. „Hören Sie mal, Frau Nachbarin, was ich für einen guten Sohn habe.“ — „Sie meinen wohl den Studenten?“ — „Freilich; der geht nur in Re-

staurationen, wo's Rabattsparmarken gibt, und da hat er mir von diesem kurzen Sommersemester für fünfzig Mark solcher Marken mitgebracht!“

## Dexierbild.



Wo bleibt denn mein Mann so lange?





Dr. med. Berghausen,  
bisheriger Leibarzt des Fürsten von Albanien.



**Zu den Unruhen in Albanien:**  
Zum Schutz des Fürsten gelandete österr. Matrosen vor dem Palast in Durazzo.



Flugzeug-Zusammenstoß auf der Kasseler  
Kontrollstation.



Der berühmte Schweizer Sturzflieger  
Audemars in Karlsruhe.

Der Pilot unternahm in den vergangenen Tagen in Pforzheim, Mannheim, Epeyer und schließlich in Karlsruhe anlässlich des diesjähr. Prinz-Heinrich-Fluges prachtvolle Sturz-, Rücken- und Schleifenflüge vor 10 000 Zuschauern.



**Vom Prinz-Heinrich-Flug 1914:**  
Prinz Heinrich von Preußen, der Protektor der diesjährigen Flugveranstaltung, kommt mit seinem Automobil auf dem Flugfelde in Darmstadt an.



Frhr. v. Thüna, Sieger im Prinz Heinrich-Flug



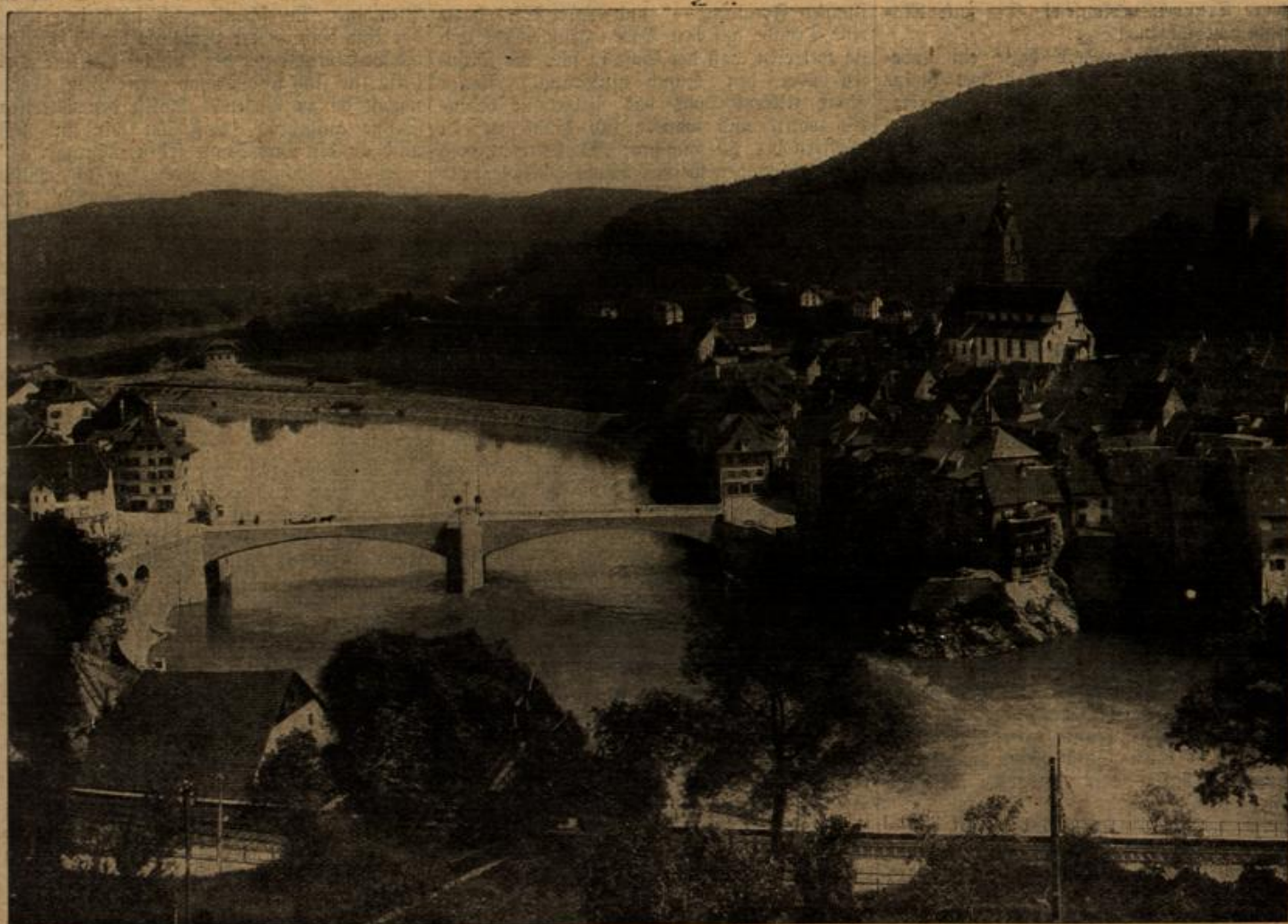
# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 25

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das Städtchen Laufenburg am Rhein nach der Umgestaltung seines schönen Landschaftsbildes durch die Stauung des Rheines und den Bau der neuen Brücke.

Das Rheinkraftwerk wurde am 25. Mai erstmals in Betrieb gesetzt. Es ist mit einer Leistung von 50000 HP. das größte in Europa.

Phot. von A. Krenn, Zürich.



# Das Fräulein von Bernez. Aus dem Gotteshausbunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Nachdr. verb.

**M**an zählte — nein, man zählte gar nicht im Kalender — man war mitten in der Weinlese. Die Dächer des Veltlinerstädtchens Tirano so sonnig, die Weinberge um und um so traubenreich, so lichterlaut, so plauderhaft! Wer hätte es dem frohen Völklein angesehen, daß es vor kurzem eine Art Schilderhebung gegen seine Herren und Obern gewagt hatte?

Der Landeshauptmann Peter von Planta hatte aber keinen Spaß verstanden, sondern die Empörung beim Schopfe gepackt: der hatte eine Handvoll Münzen herzuzeigen, jener war mit einer blauen Narbe davon gekommen.

Dafür hatte aber die Madonna von Tirano das blühnerische Untertanenland mit einer solchen Fülle köstlicher Trauben gesegnet, daß die bitteren Früchte der Empörung bald jeden Nachgeschmack verloren; konnte man ja den Herren Bündnern so schwere Trauben verkaufen! Die gute Madonna von Tirano!

Aber noch eine andere hatte ein unbestrittenes Verdienst dabei, daß das hitzige Völklein so bald beruhigt war: Margareta, des Landeshauptmanns Tochter. Ja, wäre sie nicht im Spiele gewesen, schwerlich hätte Peter von Planta an jenem Oktobermittag so ruhig, so triumphierend zu seiner Villa hinausschreiten können, ohne daß ihn jemand angemurrt oder mit dem Rücken gegrüßt hätte.

„Alles wieder in Frieden und gerechter Untertanentreue,“ murmelte er vor sich hin, der stattliche Mann, von den silberbeschnallten Schuhen bis zur schneeweißen Halskrause ganz in grau gekleidet, ganz Graubündner, ganz Planta mit dem braunen festknöchigen Gesicht, den kohlschwarzen Vanzenhaaren, die unter dem grauen Hute sich empörten. Den schweren Stock mit dem schweren Silberknopf an die breite Brust schlagend, stand er einen Augenblick still: „Das hab' ich dem Stock, nicht der Güte zu verdanken. Das Volk will einen strengen Herrscher.“

Hätte der Landeshauptmann den Kopf nicht so schwer gehabt von Plänen, Ziffern und erdhaften Gedanken, wahrhaftig, er hätte auf dem Blattdach seiner Villa etwas wie eine weiße Taube sehen müssen; saß doch Margareta dort, hingelehnt an die goldig glitzernde Brüstung! Planta aber ging langsam über die losen Pflastersteine hinauf und verschwand hinter dem schwarzen Eisentor seiner Villa.

Zwei andere Augen sahen besser. Sie leuchteten himmelblau unter den strengen schwarzen Augenbrauen der jungen Bianca Benosta, die gerade das weiße Tuch über die Fülle ihres Schwarzhaares geworfen hatte und die schneefarbigen Ärmel mühsam über die braunen Ellbogen heraufstießte. „Schau doch, Vater, auf dem Dach der Villa!“

„Mümmert mich einen Teufel,“ murmelte Vater Siro und warf eine schwere Traube auf den vollen Korb.

„Vater, die weiße Taube auf dem Dach! Das liebe Fräulein Margareta!“

„Hat gut heruntergesehen auf die armen Untertanen! Das Herrenpaß, das fremde! Sie müßten sich mit unserem Schweiß und Blut!“

Jedes Wort hatte einen Dolch in der Hand. Bianca merkte das und hätte so gern jeden Dolch in den duftenden Grund des kleinen, gesegneten Weinbergs hineinvergraben.

„Die weiße Taube! Für sie ging ich durch's Feuer.“

„Für die Tochter des Weizhalses, des Tyrannen!“

„Vater, wäre sie nicht so gut zu uns gewesen, so fest vor ihrem Vater, ganz gewiß, unser Luigi wäre im Kerker, wohl gar im Grab.“

„Und ist jetzt ein gebrochener Bursch! Die Blume seiner Jugend ist hin, er fiebert und träumt in unserer Hütte, statt uns im Weinberg zu helfen und mit dir zu singen. Das haben wir der verfluchten Sippchaft da droben zu verdanken, überhaupt den verfluchten Fremden —“ und Vater Siro hatte eine Traube auf den Boden geschleudert und sie zertreten, daß der Saft in schweren Tropfen über den Schuh hinstrang. Bianca ahnte zitternd, was das Nebenblut bedeuten wollte und wandte sich hinab zu den Wassern des Poschiavino: „O, hätte ich doch von der fremden weißen Taube geschwiegen!“

Inzwischen war Landeshauptmann Planta langsam über die eichene Treppe hinaufgestiegen. So still und leer an allen Ecken und Enden! Wer sollte auch lärmern, wer den stolzen Bau beleben! Vielleicht die finsternen Plantabilder an den Wänden, diese festen breiten Gesichter mit schwarzen Haaren und schweren Knochen? Vielleicht die Frau des Hauses? Diese schlummerte in einem schattigen Zimmer am Fenster, die blasser Frau mit den blonden Haaren, dem schmalen Gesicht und der leicht gebogenen Nase, eine Salis; die Lippen geschlossen — sie hatte in achtzehn Jahren neben dem heftigen, oft stürmischen Gemahl das liebe, geduldige Schweigen gelernt.

Planta stand oben auf der Treppe und schaute obwärts, aufwärts: „Wie war's schön in dieser schrecklichen Ruhe, drei, vier Plantabuben, wie junge Bären auf dem Marmor und am Geländer! Ich wollte dreimal mit ihnen schimpfen und viermal mich freuen über die Buben, die Erben meines Namens mit der Bärenfahne im Wappen!“

Als wäre sein einzig Kind ein bares Nichts! Eben Margareta, die schlummernde Taube auf dem Dach! Ein Plantagesicht hatte sie ja nicht, Haare wie ihre Mutter, Augen blau wie Heidelbeeren. Die langen Wimpern zuckten, als drunten eine Türe laut ins Schloß fiel.

Planta hatte sich in seinem braungetäfelten Arbeitszimmer in den Lehnstuhl geworfen: „Knabenlachen, Knabenlärm! Dann wüßte ich doch, für wen ich mich Tag um Tag plage, mich plage mit diesen Büchern und Ziffern!“

Ein Schläflein bewältigte den Gewaltigen. Aber bald klopfte es leise, ein Klopfen, das Planta schließlich doch immer gern hörte, kam's auch nur vom zarten Mädchenfinger. „Herein!“

„Herr Vater darf ich? Möcht' euch nur grüßen —“

„Margareta, komm! Wie rot du bist!“

„Von der Sonne. Habe geschlafen statt zu arbeiten.“

„Om, arbeiten? Für wen?“ Die Stimme wollte rau werden, aber sank ins Weiche. „Auf den Abend wird wohl alles gerüstet sein, hoffe ich. Uebrigens ist das Sache der Urfschla. Sieh nach, daß nichts fehlt!“

„Alles in Ordnung. War's nur schon vorbei —“ zu spät hielt Margareta die schmale Hand an die Lippen.

„Was schwagest du, einfältiges, liebes Ding! Diese Gäste verdienen unsere ganz ausgezeichnete Attention. Ich meine doch, ein Claude Planta, Gardeoffizier aus Frankreich, darf gut bewirtet werden. Und der Dietegen von Salis, deiner Frau Mutter hübscher Vetter auch. Und die Madame auch. Schließlich auch Obrist Christ, wenn er auch nicht vom Adel ist. Ist ein braver Kerl und hat's zu etwas Geld gebracht in Piemont. Du schau'st noch schläfrig? Ja, das sind doch andere Leute als die Robustelli, die Benosta und wie der lumpige Veltlineradel heißt, sie sind nur Donner ohne Bliß. Was schau'st du zu Boden? Willst den Streifen Sonne ausheben? Laß ihn mir und laß mich an dir nur Sonne sehen, Margareta!“

„Vater, schlummert weiter! Ich wollte noch gern einen Spaziergang machen. Ich habe zu lang in der Liebeshöhle Dantes gelesen, die trübe Geschichte von der Francesca von Rimini und bin eingeschlafen und da hat die Sonne so schwere Träume in meinem Kopf gekocht. Ich muß an die Luft.“

„So geh! Aber allein?“

„Ich nehme den Vektor mit und fürchte nichts.“

„Um acht Uhr sind die Gäste da. Vergiß es nicht!“

Alle Schläfrigkeit war verschwunden, Margareta war herbeigesprungen, immer noch ein gutes Kind mit achtzehn Jahren. Die harte Wange des Herrn Vaters bekam einen Kuß, es ruhten zwei Rosenblätter auf einem Granitstück.

Raum war das weiße Seidenkleid durch die Türe verschwunden, als der Landeshauptmann seine ringschweren Hände an seine Schläfen hielt: „Ich bin doch ein Harter, bin ein grausamer Rechner! Sonst wäre ich mit einer solchen — Tochter zufrieden und hätte nicht immer das Lachen und Värmen von Plantabuben im Kopf. Ob sie es merkt?“

Er warf die Hände wie zwei Hämmer auf die Knie, schüttelte das schwere Haupt und es kam wie ein Stöhnen aus der breiten Brust: „Eine Taube nistet bei der Bärenfahne der Planta-Wildenberg von Bernez und ich werde der letzte Planta-Wildenberg sein müssen.“ —

Ja, der brauncrote Vektor mit dem weißen Stern auf der breiten Stirn! In Farbe und Gewicht ein ebenbürtiger Kamerad der Bären, die seit alters her in den dunklen, endlosen Wäldern von Bernez trottelten und Wurzelbäume schlugen! Sonst aber hätte Vektor gegen seine Obrigkeit kaum milder und feiner sein können und seine Obrigkeit



hieß Fräulein Margareta. Er mußte ihren schnellen Schritt erlauscht haben. Sie war's, sie kam gegen sein Holzhäuschen; er aber unterdrückte jedes Geknell und Geknurr, als hätte er mit dem Fräulein den Vertrag geschlossen: „Immer begleiten, nimmer belien!“ Das war ganz anders mit dem Fräulein gehen dürfen! Landeshauptmann Planta löste ihm zwar auch zuweilen die Kette; aber da galt es, in majestätischem Schritt dahergehen, die Augen rollen, als wäre jeder Bettliner ein verkappter Straßenräuber.

Und nun mit Margareta auf dem Weg gen Brusio, dem stillen! Da hatten beide ihre Freiheit, das zarte Fräulein und der braunrote Jottel: Margareta konnte die letzten Herbstblümlein am Wegrand, Hektor die besten Herbstfliegen aus der lauen Luft haschen.

Sonderbar, daß Hektor den Weg so gut kannte, ohne Wink und Ruf den Pfad fand von der Straße aufwärts zu einer Hütte! Immer war er voran und je näher er der Hütte kam, desto wilder wedelte er mit dem schweren Schwanz und schaute schelmisch auf seine Herrin zurück. Bis sie zur Hütte kamen —

Vor der braunen Türe stand das kleine Mütterchen Anna: silberweiße Haare über dem Kastaniengesicht, genau wie die gute heilige Anna im Heiligtum der Madonna von Tirano! Margareta faßte mit beiden Händen die raue Rechte der Alten: „Wie geht's Euch? und der Bianca? und dem Vater Siro? Und dem Luigi? es geht ihm doch immer besser?“

Anna Benosta hatte die Tränen in den Augen: „O gnädigstes Fräulein des gnädigsten Herrn, gut, gut!“ Mehr brachte sie nicht über die dünnen Lippen; aber sie zeigte mit dem Daumen zur Stubentüre, legte dann die Hand auf den Mund, dann auf's Herz, dann auf die Stirne, dann schaute sie mit gefalteten Händen auf das Fräulein und dann zum Himmel und nickte und weinte. Margareta wurde blaß und faßte Hektor am Halsband, sie wollte gehen und doch wieder nicht. Mutter Anna hatte sie verstanden und flüsterte: „Im Gegenteil, gnädiges Fräulein! Erst gestern hat Luigi gesagt, es sei eine ganze Ewigkeit seit dem letzten Besuch des Fräuleins von Planta. Und in Wirklichkeit ist's vierzehn Tage.“

„Mutter, so geht voran!“

Eine kleine Stube voll Abendsonne, Luigis Krankenkammer. Luigi galt sonst als der schönste Bursche von ganz Tirano. Die langen, schwarzen, schweißglänzenden Haare, das hagere blasse Gesicht, die mattblauen Lippen, die dunklen Adern in den schmalen Händen, sollte das Schönheit sein? Eine Ruine! Und die tiefliegenden Augen! Doch gerade sie waren, für Margareta wenigstens, so schön.

„Luigi, es geht besser Tag für Tag,“ und Margareta hatte ihm die Hand gereicht und setzte sich ans Bett.

„Schlimmer Tag für Tag, Fräulein von Planta! Ist mir ganz recht. Und wäre jene am Fenster nicht, ich wollte auf dem Friedhof sein.“

Jene am Fenster war Mutter Anna, die wie betend auf die Weiden herüberschaute, während Hektor sich zu den Füßen seiner Herrin gelagert hatte.

Margareta fand nicht das rechte Wort und faßte Luigis feuchte Hand, als wollte sie ihm sagen: O begrabe den Born gegen meinen Vater und sei wieder gut! Sieh,

ich besuche dich so oft, ohne Erlaubnis des Vaters — —

Luigi ließ den finsternen Blick auf Hektor ruhen, lange; denn ein empörender Gedanke stieg ihm auf, den er niederringen wollte: so einer bist auch du, stolzer Benosta, du, der mit seinen geheimsten Wünschen zu den Füßen einer Fremden lauert, statt für die Freiheit der weltlinischen Heimat aufrecht zu stehen —

Hektor hatte eine Fliege erschnappt und damit drei so schrecklich ernste Gesichter zum Lächeln gezwungen; aber das Lächeln wollte nicht andauern.

So war Luigi noch nie gewesen. Sollte das Fieber — — nein, Margareta mußte den Todesengel weit, weit wegstreiben!

„Luigi, wie schön und lau es heute draußen ist! Dürften wir nicht zusammen —“

„Nein, Fräulein Margareta, noch nicht, aber es wird bald ganz gut oder bald ganz böß.“

„Dann geh' ich mit der Mutter zum Heiligtum der Madonna von Tirano —“

„Zur Madonna? Aber die Plantas sind ja nicht katholisch wie wir Weltliner.“

„Darf ich deshalb keine herzliche Bitte zur Madonna tragen?“

„Für wen?“

„Gerade für Luigi!“ Sie drückte leise die Hand und legte sie auf das weiße Bett hin.

„Für mich?“ — es klang wie bitteres Lachen und hoffnungsloses Hoffen. „Bin ich nicht im Kerker gewesen? Und steh' ich nicht im Buch Eures Vaters als Rebell? Für mich, den Jüngling ohne Sonne, ohne Luft am bankrotten Leben!“

„Luigi, Ihr nehmt alles zu schwer auf. Wäre mein Herr Vater nicht so streng gewesen, ach, das ganze Rebellenwahr' ein Blaumontagsstücklein gewesen —“

„Nein, nein, nein, Fräulein Planta, es ist eine heilige Empörung gewesen, ernst und groß, für unser armes Weltlin —“

Die Mutter am Fenster schlug die Hände zusammen: „Jetzt schweig! einmal vom dummen Streich! Und du hast für die andern bezahlen müssen. Die andern arbeiten wieder, sind wieder ruhig und brav und geben den Bündnern, was der Bündner ist. Nur du hast einen Streich auf die Stirne bekommen und eine schwere Krankheit ins Herz —“ Anna war herbeigeeilt zum Bettkopf und ihre Hand ruhte auf der Stirne, als wollte sie besser als der Haarbüschel die böse Narbe verdecken vor Margareten's Augen, die feucht geworden waren.

„Laßt das, liebe Mutter! Ihr seid tausendmal zu gut und heilig und geduldig um unseren Plan zu verstehen. Ihr gehört zu den Seligen, die Verfolgung leiden.“

„Schweig, Luigi! Dein Fieber —“

„Ich aber will zu den Seligen gehören, die Hunger und Durst haben nach der... Gerechtigkeit!“

Er hatte das Wort wie einen Schrei ausgestoßen, aber dann Margareten's Hand erfaßt, mit so unsagbaren Blicken in Margareten's Augen geschaut, daß das Fräulein zusammenfuhr, als habe eine Hand zwischen den vier Augen einen Schleier zerrissen und mit Flammen das Wort Liebe hineingeschrieben.

Margareta starre wie eine Nachtwandlerin. Wohl meinte sie eine Stimme zu hören: Tochter des Landeshauptmanns, erwache! Bedenke, wer du bist und wer deine Hand hält! Doch sie erwachte nicht aus

dem Traum, sie wollte weiter träumen, wie das Fräulein von Bernes dem liebsten Weltliner Gesundheit und Glück, dem Weltlin Frieden und Ruhe geben will und wie..

Aber Luigi hatte die Hand Margareten's freigelassen und sich emporgerichtet, als sei ihm die Hand der Mutter zu schwer auf der Stirne. Oder wollte er dem Fräulein von Bernes zeigen, daß er doch noch Lust und Kraft zum Leben hätte wenn er wollte? Und er wollte, wollte kühn und ungestüm. Und das blasser Antlitz war plötzlich dunkelrot geworden.

„Still, Luigi, dein Fieber —“

„Laßt mir, Mutter! Heute endlich muß uns Fräulein Margareta etwas von ihrem fernen Dorf Bernes erzählen. Ich bitte darum.“

„Und meine Lippen sind so gar trocken. Dann muß mir Mutter Anna eine Schale Milch geben, gerade wie ich's daheim gewohnt war, o bitte, bitte.“

Da wurde die alte Benosta jung und auf ihrem Angesicht häupfte die Freude von Runzel zu Runzel, sie selbst aber häupfte fort: „O Madonna von Tirano, nein, welche Ehre!“ Die beiden in der Stube hörten noch etwas wie: „Engel des Todes“, aber Luigi mußte mit dem Augenblick rechnen.

„Fräulein Margareta, etwas Wichtiges! Es ist das Leben meines Lebens.“

Er hatte hastig unter dem Kissen eine Rolle Papier hervorgeholt, riß den Faden entzwei und breitete das erste Blatt aus.

„Oh, mit diesen Händen decke ich ein endloses Glück zu, es ruht wie eine schöne Leiche im Sarge. Wer kann sie zum Leben rufen?“

Margareta war aufgestanden: „Luigi, darf die Mutter es wissen?“

„Sie darf es wissen, weil sie es nicht versteht. Sie ist ein altes Kind und hat noch den Christam der Firmung an der Stirn und denkt wie vor fünfzig Jahren.“

„Sie denkt gut, Luigi! Unter ihren Augen ist mir immer wohl —“

„Mir auch, aber ich muß reden. In diesen Papieren ach, in langen Stunden hat der Stift Stücke von meinem Herzen in ihren niedergelegt wie eine Saat. Und die Saat bringt eine frohe Ernte oder eine Pest —“

„Luigi —“

„O laßt mich reden! Da drinnen steht, wie Weltlin glücklich sein könnte. O, wenn der Herr Landeshauptmann es lesen möchte! Und dann, dann, das gehört eigentlich nicht hinein —“ Luigi zog einige Blätter heraus und machte Miene, sie zusammenzufaßeln. Und doch, er tat es nicht, er hielt die Blätter in der Hand, die zitterte, als trüge sie glühende Kohlen.

„Luigi, alles oder nichts!“

„Gut! Es sind Reime.“

„Gerade die will ich lesen.“

„Nicht hier! O besser, nirgend's, nie.“

„Warum nicht, Luigi?“

„Warum nicht? Darf ich's sagen?“ Er hatte Margareten's Hand gefaßt. „Margareta von Planta, darf ich's sagen? Es war irgendwo ein Unglücklicher, ein Wahnsinniger, irgendwo auf Gottes Erde. Es trieb ihn fort aus der Hütte, hinauf in die Berge, dort, wo sie am höchsten sind, dort, wo man sieht, wie der Himmel sich auf tut. Dort rief der Unglückliche, der Wahnsinnige einen Namen und stürzte sich hinab über die Felsen. Margareta es ist schrecklich, aber es ist geschehen.“

„Einen Namen schrie er?“





**Erzbischof Dr. v. Hartmann (Köln)**  
wurde zum Kardinal ernannt.



**Bischof Dr. Johannes  
Adolf Bertram,**  
der neuermählte Fürstbischof  
von Breslau.



**Erzbischof Dr. v. Bettinger (München)**  
wurde zum Kardinal ernannt.



**Prof. Dr. phil. et med. Baur,**  
von der Landwirtschaftlichen Hochschule zu  
Berlin, geht als Austauschprofessor an die  
Universität Wisconsin in Madison.



**Geheimer Kommerzienrat  
Dr.-Ing. Paul v. Mauser †**  
bedeutender Waffenkonstrukteur.



**Zur Todesfahrt der „Empire“:**  
Der Führer des Schiffs, Kapitän Kendall.



**Von den Erweiterungsbauten im Kaiser-Wilhelm-Kanal: Die neuen Schleusenanlagen, die Mitte Juni  
dem Verkehr übergeben werden.**

Die Erweiterungsbauten am Kaiser-Wilhelm-Kanal gehen jetzt nach und nach ihrer Vollendung entgegen. Die Verbreiterung der Wasserstraße ist überall durchgeführt. Dagegen wird an der Ausbaggerung der Tiefe und an den Brückenanlagen noch fleißig gearbeitet. Die neuen Schleusen wird der deutsche Kaiser während der Kieler Woche zum ersten Male passieren, und der Benutzung des Kanals durch die neuen Großkampfschiffe dürfte dann nichts mehr im Wege stehen. Die erweiterten Schleusenanlagen sind die größten ihrer Art, sie übertreffen selbst diejenigen des Panamakanals.



## Albanische Wirren.

Vor Durazzo steht der Feind. Die letzten Vorposten können sich nur mit Mühe halten. In Kronja trieben die Aufständischen die fürsintreuen Behörden mit 55 Gendarmen nach kurzem Feuergefecht in die Festung zurück, wo sie belagert wurden. Zu einem neuen Kampfe kam es jedoch nicht, sondern die Belagerer schnitten die Stadt von der Wasserversorgung ab. Den Behörden sowie dreißig Gendarmen wurde freier Abzug gestattet. Die Lage des Fürsten ist schwierig. Immer mehr gewinnt man den Eindruck, daß er nicht jene eiserne Energie besitzt, die nötig ist, um sich in dem Chaos widerstreitender Leidenschaften durchzusetzen. Man hofft noch auf eine friedliche Lösung mit Hilfe des österreichisch-ungarischen Konsuls Krals, der die Sprache der Aufständischen spricht und die Leute kennt. Die albanischen Nationalisten sind aber gegen jede Verhandlung mit den Aufständischen. Sie wünschen ein energisches Vorgehen des Fürsten gegen die Meuterer. Falls dieses nicht erfolgt, muß man befürchten, daß auch sie in ihrer Treue zum Fürsten wankend werden. Ahmed Bey Mati hat sich mit 2.000 Mann zur Verfügung des Fürsten gestellt. Fürst Wilhelm muß gehen! Das ist die Forderung der alba-



Im Rebellenlager von Sazar Schilat. Oben: Rückkehr des Fürsten (X) von einem Inspektionsritt.

nischen Aufständischen. Ein mohammedanischer Fürst oder türkische Oberhoheit. Keinen Deut gehen sie von dieser Forderung ab, so daß die Verhandlungen der internationalen Kontrollkommission scheitern mußten. Man glaubt nicht, daß die Kräfte des Fürsten Wilhelm ausreichen werden, um seine Stellung zu halten.

## Die Kriegslage in Mexiko

hat nach dem abgeschlossenen provisorischen Waffenstillstand mit den Vereinigten

Staaten noch keine wesentliche Veränderung wieder erfahren, obwohl die in Niagara falls stattfindenden Friedensverhandlungen bereits begonnen haben. Noch immer halten, während die Schlachtflotte der Union die Küsten in Schach hält, amerikanische Truppen Veracruz besetzt, und aus den von den Rebellen bedrohten Städten des Binnenlandes streben zahllose Flüchtlinge den Hafenorten zu.



Amerik. Feldartillerie in den Straßen von Veracruz. Oben: Kriegsphotographien auf einer Reconnoszierungsfahrt.



„Ja, und die eine im Tal, die den Namen trug, hörte den Schrei.“

„Und?“ forschte Margareta und sie fühlte doch, wie sich Luigis Hand immer fester und fester um die ihre schloß.

„Ach, sie hätte dem Schrei nicht nachgehen sollen! Aber sie zog hinauf, weiter und weiter ins Gebirge, wo im Gerölle Spuren waren, wo im Gebüsch der Unglückliche hindurchgebrochen war.“

„Und?“

„Und kam hinauf bis zum Felsengrat, wo die Spuren aufhörten, weil die Erde aufhörte. Und dort wußte sie alles, dort

starrte sie hinunter in den Abgrund ohne Ende, ohne Hoffnung, in den Abgrund voll Verzweiflung und voll — Liebe! O Margareta, das muß entsetzlich gewesen sein! Sie kniete nieder und streckte die Arme in den Himmel und schrie: Meine Güte und Liebe hat den Unglücklichen und Wahnsinnigen da hinabgestürzt —“

Luigi ließ Margaretens Hand frei, warf sich auf die Kissen zurück und presste die Hände ans Gesicht: „Der bin ich gewesen, ich —“

„Luigi, das ist das böse Fieber! O Luigi, ich bitte... dich, sei still, sei still!“

Zum erstenmal hatte sie das gesagt, zum erstenmal legte sie ihre Hände an Luigis Antlitz und ließ sie dort ruhen und sagte zu ihrem wildbochendem Herzen: Das tu' ich dem Kranken, nicht dem Geliebten. Laut aber sagte sie: „Nie mehr ein Wort vom Unglücklichen, vom Wahnsinnigen!“

„Ach, Margareta von Planta, ich wollte nur warnen, mir nachzugehen und auf den Schrei meines armen Herzens zu hören. Der Schrei ist in den Reimen dieser Blätter. Aber die Mutter kommt mit der Milch.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Tauben von San Marco. Don Käthe van Beeker.

Nachdr. verb.

**D**er Justizrat verstand den tiefen Sinn dieser Worte nicht. Wie sollte er auch? Er hatte glücklicherweise weder den Amateur noch den zwingenden Blick seines gereizten Töchterchens gesehen.

„Ich?“ fragte er erstaunt. „Aber Kind, ich habe das doch gerade vorhergesagt und muß jetzt sogar zugeben, daß ich vielleicht zu scharf war. Du machtest dich nicht übel. Wirklich, wenn ich ein Amateur gewesen wäre, ich hätte vielleicht nicht der Versuchung widerstehen können, eine Aufnahme von dir zu machen.“

Er lächelte dazu ein bißchen überlegen spöttisch, weil er sich freute, daß kein Amateur vorhanden gewesen.

Dora, deren Gewissen so schwer belastet war, sah ihn erschreckt an, denn man konnte seine Worte für sehr anzüglich nehmen.

„Papa,“ sagte sie atemlos, „was meinst du damit? Das ist nur deine Schuld. Du hast mich dazu gezwungen.“

„Na, da brat' mir einer 'nen Storch! Ich hätte dich gezwungen, als Jungfrau mit Tauben dazustehen? Mädel, du schnappst doch noch über!“ lachte der Justizrat abnungslos. „Mir ist's doch gewiß recht, wenn du genug von der Geschichte hast. Na, mach' nicht so ein Gesicht, als wenn du einen auffressen willst. Komm, wir fahren jetzt nach dem Vido!“

Er zog sein innerlich tief bewegtes Töchterchen mit sich, direkt an dem noch immer auf demselben Fleck stehenden, ratlosen Doktor vorüber.

Und da konnte Dora nicht anders, sie hob noch einmal die Augen und sah diesen begriffstüben Menschen, wie sie ihn zornig bei sich nannte, mit einem so bitterbösen und abweisenden Blick an, daß die verwirrten Sinne des armen Amateurs noch verwirrter wurden und er beinahe vor Schreck seinen Apparat mit all den interessanten, tadellosen Aufnahmen achtlos aus der Hand hätte fallen lassen.

Aber dann besann er sich, sah die schululose Veranlassung rätselhafter Mädchenblicke wieder fester, dachte ganz mechanisch und flüchtig: „Du schade, daß man solch süßes Bild nicht festhalten dürfte!“ und eilte, so schnell er konnte, dem voranschreitenden Paare nach.

Denn nun war sein Interesse an dieser reizenden, seltsamen kleinen Person mit den merkwürdigen Blicken einmal geweckt, war

durch die letzte Nuance dieser Blicke sogar noch gespannter und lebhafter geworden. Irgend etwas mußte doch hinter diesem merkwürdigen Benehmen stecken! Irgendeinen Eindruck hatte er gemacht, wenn auch anscheinend nicht den zuerst angenommenen einer plötzlich aufflammenden, unbezwinglichen Leidenschaft.

Trotzdem er sich wirklich seit einigen Minuten denken konnte, daß so etwas möglich sei, daß man plötzlich, unbegreiflichen Empfindungen erliegen könne, kurz, daß es eine Liebe auf den ersten Blick gäbe.

Der Justizrat und Dora bestiegen das nach dem Vido fahrende Vaporetto. Nicht hinter ihnen, als letzter, der atemlos den Fuß an Bord setzte, der Doktor.

Er hatte gar nicht einmal gesehen, wohin das Dampfboot ging, er wollte nur nicht die Spur der „Madonna mit dem Blick“ verlieren, und wenn diese auch direkt nach dem Nord- oder Südpol führen sollte.

Das tat sie zwar nicht, aber auf dem vollbesetzten Dampfer waren Vater und Tochter in der Volksmenge blitzschnell verloren gegangen, und als der Doktor beim Landen am Vido Doras weißen Federhut endlich wieder auftauchen sah, war das gerade auf der Tram, die eben nach dem Badeabstimmung abfuhr, und auf der selbst eine Stecknadel nicht mehr Platz gefunden hätte.

Dora lächelte boshaft triumphierend, als sie im Vorüberfahren das enttäuschte Gesicht des begriffstüben Menschen sah. Natürlich, der verpaßte immer die gegebene Gelegenheit!

Sie hatte ganz genau bemerkt, daß er ihnen folgte, daß er das Dampfboot bestieg, daß er sie suchte. O, so etwas sieht ein junges Mädchen immer, selbst wenn man ihm eine Binde um die Augen legen wollte. Das sind Naturgeheimnisse, die zur Jungenmädchenweisheit gehören.

Sie war sehr böse auf den langen, blonden Menschen, doppelt böse, weil sie um seinetwillen mit sich so unzufrieden war. Wie hatte sie sich nur benommen! Einem wildfremden Herrn hatte sie Blicke zugeworfen, sprechende, auffordernde Blicke. Zwar von der Not gezwungen und eigentlich nur auf Rechnung ihres eigensinnigen Vaters, der sie dazu gereizt hatte. Aber schließlich konnte der Blickempfinger das doch nicht wissen, und jetzt dachte er sicher, daß sie mit ihm kokettiert hätte, und hielt sie für ein Mädchen ohne Sitte und Anstand.

Scheußlich! — Sie hatte das natürlich nicht überlegt, war nur der Eingebung des Augenblicks gefolgt. Einer ganz dummen, wie sie jetzt klar einsah, denn selbst wenn dieser fremde Mensch ihre Augensprache verstanden und sie wirklich photographiert hätte, dann wäre die Geschichte ja noch viel schlimmer! Dann hätte er nun außerdem auch noch ihr Bild, und sie könnte es ihm nicht einmal abfordern, weil er ihr doch so wildfremd war. Er hatte mehr Takt und Verstand bewiesen als sie, wahrhaftig, das hatte er, und sie konnte ihm schließlich noch dankbar sein.

Dora seufzte und warf ihrem Vater, dieser schuldigen Ursache ihres Kummer, einen anklagenden Blick zu, den dieser aber gar nicht bemerkte, da er vollauf damit beschäftigt war, auf der breiten Terrasse des Badeabstimmungs einen an der Brüstung gelegenen Tisch zu suchen.

Eben hatte er ihn gefunden und wandte sich mit strahlender Fröhlichkeit an sein Töchterchen, deren Augen immer wieder ängstlich rückwärts spähten, ob der bewußte Amateur noch nicht erscheine.

„Nun sag' mal, Kind, ob es etwas schöneres geben kann als die blaue Adria?“ fragte er mit einem Stolz, als wenn diese blaue Adria sein eigenstes Machwerk wäre und er sie leutselig zur Bewunderung böte.

Dora hatte eben mit Herzklopfen den „gräßlichen“ Menschen auf die Terrasse treten sehen und war so mit ihren geheimen Sorgen beschäftigt, daß sie, total aus dem Programm fallend, nachlässig antwortete: „Wie unsere Ostsee, Papachen, nur daß die schönere Ufer hat.“

Zu einer weiteren Spöterei kam sie nicht, denn trotzdem der Papa empört behauptete, sprachlos zu sein, schwang er sich doch zu einigen abscheulichen Andeutungen auf von Gänschen, die übers Meer flögen und als Gidgad wieder heimkämen, und Dora, die solche Kinderverse in Bezug auf sich durchaus nicht liebte, hatte ihm sicher eine Strafpredigt gehalten, wenn nicht gerade ihr gegenüber der Doktor Platz gefunden und ihre Gedanken angstvoll in Anspruch genommen hätte.

„Es blendet mich,“ sagte sie sehr sanft, und mit vollkommener Taubheit gegen alle väterlichen Ungehörigkeiten, „ich kann wirklich nichts beurteilen. Bitte, willst du nicht mit mir den Platz wechseln?“

Denn so Auge in Auge vielleicht eine Stunde lang, das hielt sie nicht aus. Dann



erstreckte sie sicher an Herzklopfen, Scham und Aerger. Was er sich nur dachte? Ganz Venedig war ihr durch diesen Menschen verdorben, trotzdem sie wirklich anerkennen mußte, daß er an und für sich kein unangenehmer Anblick war und sich auch sonst nicht unpassend benahm, bis auf diese ostentative Verfolgung.

Sie wechselte also mit dem Papa den Platz, aber vollkommen half das doch nicht. Immer, wenn sie auf die blaue Adria sah, mußte sie ihr Gesicht so wenden, daß sie keinen Blick fühlte, und das gab ihr eine Unruhe bis in die Fingerspitzen hinein.

Trotzdem mußte sie einsehen, daß man sich selbst an die unangenehmsten Dinge so gewöhnen kann, daß man sie entbehrt, wenn sie nicht mehr sind. Bei der Rückfahrt vom Vido nach Venedig gab es eine solche Menschenfülle und ein so großes Gedränge, daß ihr Verfolger darin verloren ging, und als sie ihn auch auf dem Schiff nirgends erblicken konnte, fehlte er ihr, und der Papa fand, daß sein Töchterchen müde und verstimmt aussehe und es deshalb für heute wohl nicht mehr lohnen würde, noch etwas zu unternehmen.

„Aber was fällt dir ein, Papa?“ wehrte Dora ab. „Müde? Niemals! Sag' mir, was wolltest du noch unternehmen?“

„Nun, nach dem Abendessen eine Gondelfahrt auf der Lagune oder dem canale grande, um eine Serenade zu hören.“

„Sümmlich, Papachen! Eine Serenata! Ach ja, Poesie und Gesang! — Da fahren wohl alle Fremden abends hinaus?“ fragte sie auferregt.

„Ja, so ziemlich. Ist ja nur für die Fremden arrangiert, der reine Mumpig!“

Aber sehen und hören muß man es einmal, besonders wenn man achtzehn Jahre alt ist und in ein paar bunten Lampons, etwas Gitarregeklapper und Gesang noch die Volkseele sieht,“ lächelte der Justizrat spöttisch.

Aber Dora hielt ihm den Mund zu.

„Du sollst nicht lästern, du alter Papa! Du möchtest gerne noch selbst achtzehn Jahre alt sein und die Welt mit meinen Augen ansehen. Ach, mir ist, als wenn die ganze Welt voll Wunder und köstlicher Abenteuer sei!“

Und dazu leuchteten ihre Augen, und kein einziger Gedanke flog mehr zu dem „gräßlichen“ Menschen vom Nachmittage, nur daß sie dachte, es würden sicher alle Fremden, wenigstens alle jungen Fremden, die in Venedig waren, heute abend Gondelfahren und auf dem canale grande Serenaten hören. Und das wäre doch wirklich sehr hübsch!

Horst Ehrenbrück fühlte sich vollkommen verzweifelt. Sein schönes Rätsel war ihm ungelöst entchwunden, im Menschengewühl verloren gegangen!

Drei weißen Federhüten nacheinander hatte er sich rechts und links nachgedrängt, aber unter keinem leuchteten die dunkelblauen, köstlichen Augen, deren Blick es ihm angetan hatte.

Wußten denn alle Frauen weiße Federhüte tragen und suchende junge Männer damit irreleiten?

Ueberhaupt Menschen in Masse, besonders wenn sie sich einem Suchenden in den Weg stellten, waren das verwerflichste und scheußlichste, was die Erde trug.

Der Menschenhaß wird schnell geboren. Bei ihm wenigstens hatte er sich in den zehn Minuten vor Abgang des Vidoampfers glühend entwickelt! Er war nicht mehr auf

den ersten heraufgekommen. Diese Bande, diese Italiener hatten ihn einfach zurückgeschoben, ihn und noch einige fünfzig andere Wartende, das war der einzige Trost.

Und da redet man immer von der Liebenswürdigkeit der Italiener! Er pfiß darauf! Gerade, wo es galt, versagte sie.

Was nun? Wo fand er das reizende, süße Geschöpf wieder? Wenn ihm nicht ein Zufall, ein Wunder half! —!

Als Horst Ehrenbrück nach dem Abendessen in lyrisch schwermütiger Stimmung die riva degli Schiavoni entlang wandelte und seine Seele düsterer umschattet war als der Dafen und der canale grande, von dem es mit hundert bunten Lichtchen herüberschimmerte, da kam gerade der Justizrat mit Dora die Piazza heruntergeschlendert, rief eine der am Ufer liegenden Gondeln an und gab den Befehl, nach den Serenatenbooten hinüberzuredern.

Hinter ihm winkte der Doktor hastig einer zweiten Gondel und beorderte deren pfißig blickenden Führer in schredenerregendem Italienisch, dieser gondola con signora con capella bianca zu folgen — direttissimo!

Der Gondolier lächelte und nickte. Er hätte auch noch ein verständlicheres Italienisch verstanden. Auf dergleichen Dinge war er eingeübt. Junge Mädchen und junge Männer — das war wie Oleanderblüten und Oleanderschwärmer, das fand sich im Dunkeln!

Dora hatte nichts bemerkt. Sie stand so vollkommen unter dem reizvollen, poetischen Zauber der ganzen Szenerie, daß ihr kleines Nachmittagsabenteuer ihr momentan ganz aus den Gedanken gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

## Spiel und Scherz.

### Humoristisches.



#### Schusterbubendialog.

„Warum hast denn du so viel Löcher in die Strümpf?“

„D' Mäu' ham's einig'fressen.“

„Ja, hab's denn ös ka Raß?“

„Ja, mir ham vana g'habt, aber neuli war der Moasterin ihr Geburtstag, da ham ma an Sas'n braucht.“

Ein Renommist. Bekannt: „Vorhin sah ich Sie im Wildbretladen.“ — Affessor: „Ja, der Wildbretthändler kauft mir immer das Wild ab, wenn ich so viel geschossen, daß ich's allein nicht essen kann.“

Aus Bayreuth. Bei den Aufführungen im Wagnertheater ist folgender hübscher Späß passiert: Hans Richter, der unübertreffliche Meistersingerdirigent, geht auf einen Herrn zu, der auf dem Platz des Signalbläfers steht und sagt zu ihm: „Sie, es ist Zeit, lassen S' Signal blasen!“ — „Das kann ich nicht,“ sagte der Angeredete. „Ich bin bloß der Großherzog von Weimar, aber ich freue mich, Sie kennen zu lernen!“

Deutliches Zeichen. Hausfrau: „Ist Frischken schon zu Hause, Maria?“ — Köchin: „Ich glaube, gnä' Frau. Ich hab ihn nicht kommen sehen, aber die Kaze hat sich verkrochen.“

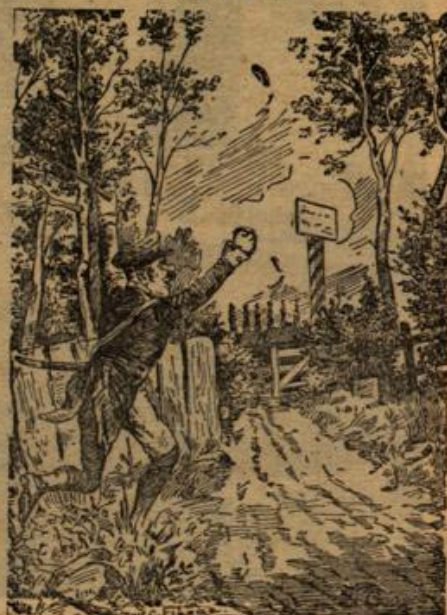
Verfehlte Maßregel. Eines Tages kommt Tommy nach Hause, ganz schmutzig und mit einem blauen Auge. „Aber Tommy,“ sagt die Mutter vorwurfsvoll. „Habe ich dir denn nicht gesagt, du sollst erst immer bis hundert zählen, bevor du dich mit einem andern Jungen rumprügelst?“ — „Ach, Mama, das ist's,“ schluchzt er schmerzlich. „Ich hab's getan, aber das tu ich nie wieder. Sieh mal, was der andere Junge getan hat, während ich gezählt hab!“

Irrtümer. „Welch seltsame Irrtümer die Menschen doch manchmal begehen. Ich habe z. B. gelesen, daß Kolumbus des Glaubens war, er hätte Indien entdeckt.“ — „Ach,

ich habe einen schlimmeren Irrtum begangen. Als ich meine Frau heiratete, dachte ich, ich hätte das Paradies entdeckt!“

Die Letzte. „Du siehst so betrübt aus, und dabei war es doch eine Erbante, die dir gestorben ist, nicht wahr?“ — „Ja, wohl, aber es war meine Letzte.“

### Dexierbild.

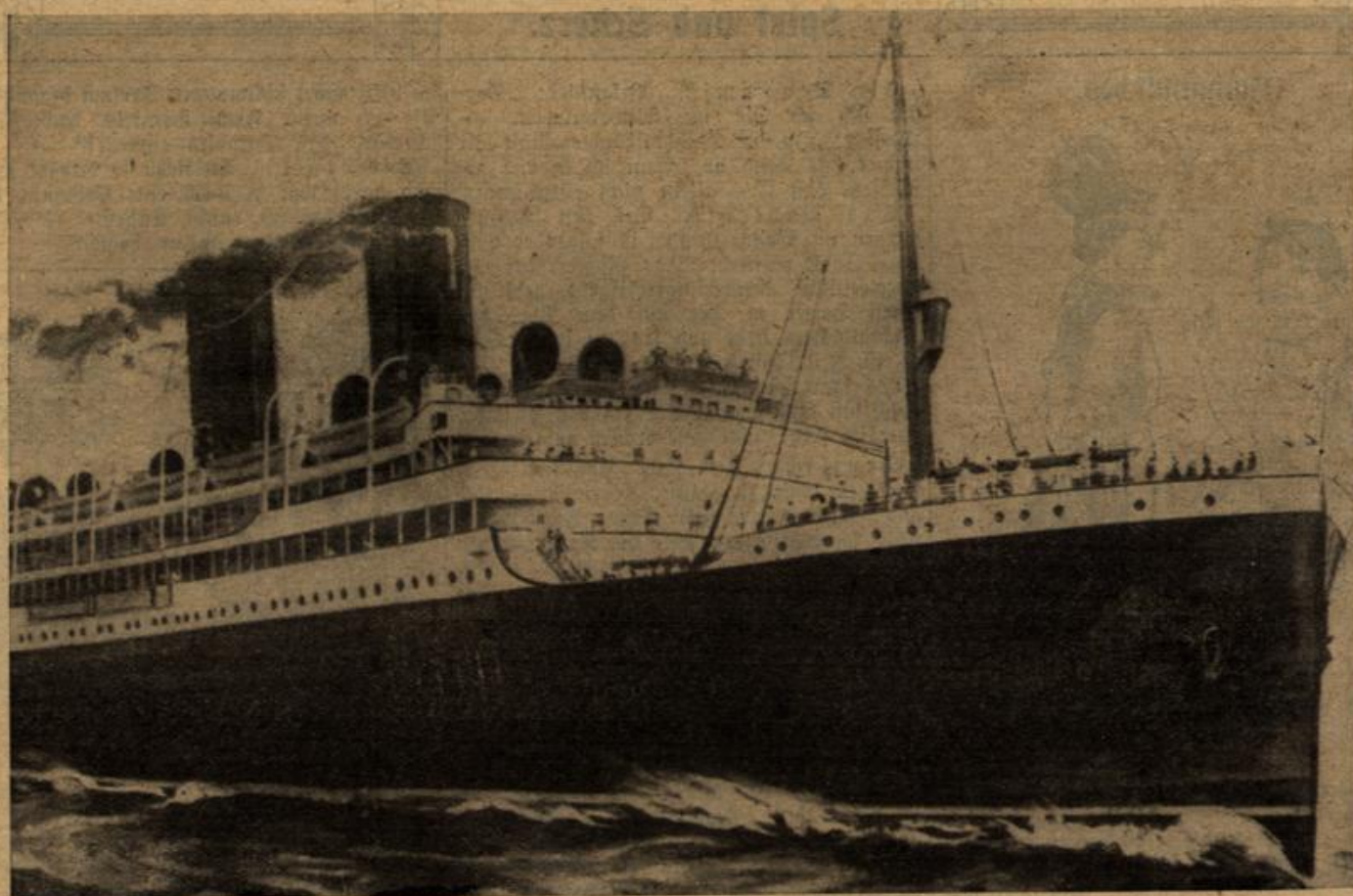


Wo ist der Dieb?





Von der Achthundertjahrfeier der ehemaligen Burg Wittelsbach, der Stammburg des bayer. Königsgeschlechts:  
Huldigung der Jugend vor König Ludwig III. und Königin Maria Theresia von Bayern (X).



Der im Lorenzoström an der Südküste von Kanada untergegangene Passagierdampfer „Empress of Ireland“.



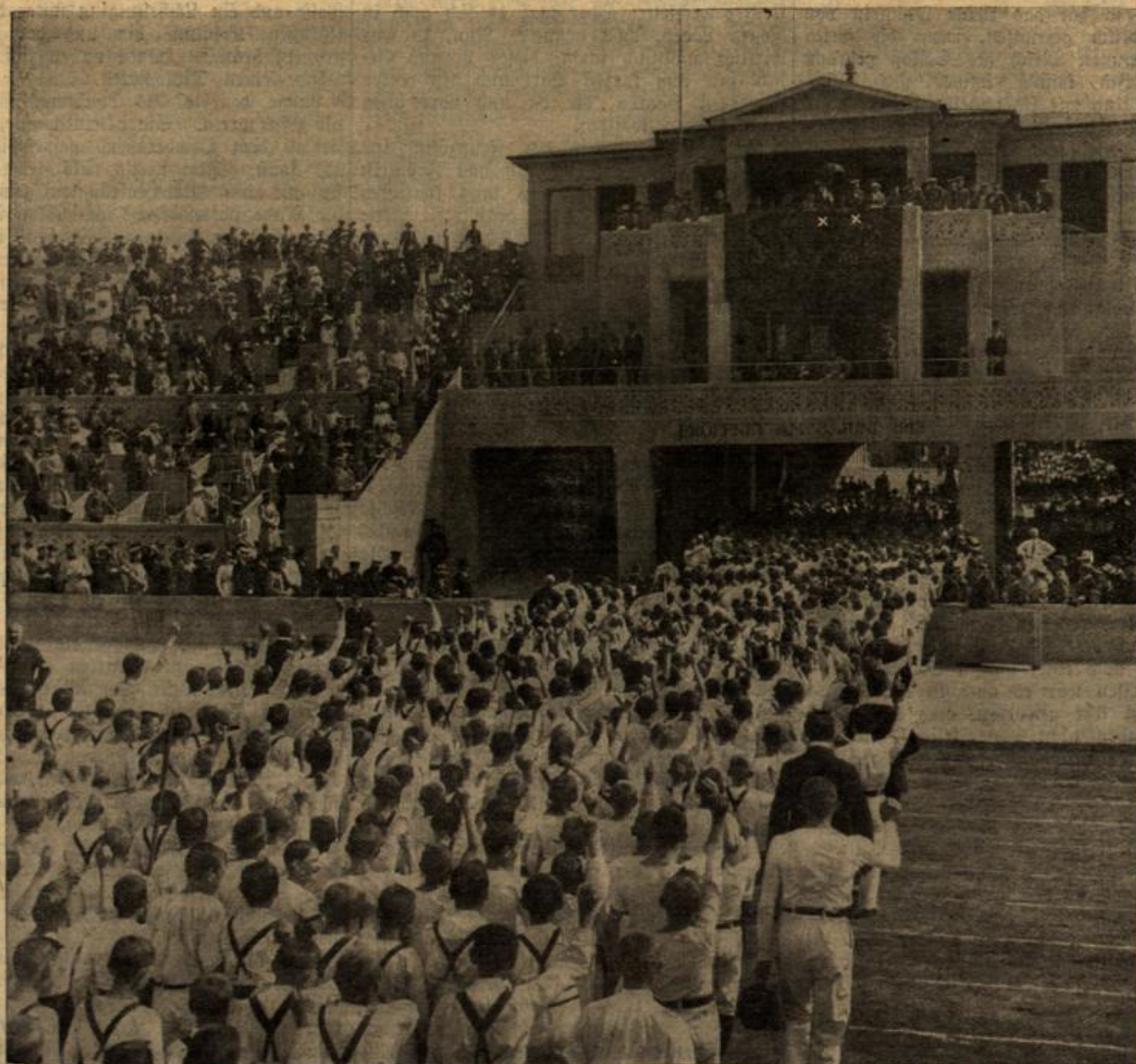
# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 26

Verlag von J. B. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das Kaiserturnen im Berliner Stadion: Huldigung der 12000 Turner vor dem deutschen Kaiserpaar (X).



# Das Fräulein von Bernex. Aus dem Gotteshausbunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Fortsetzung.

Nachdr. verb.

**M**utter Anna kam, auf dem Teller die braune Schale voll Milch und darüber ein verklärtes Gesicht, das keine Augen für die Aufregung der beiden hatte. „So da, gnädiges Fräulein, das kann die Armut geben.“

„Das gibt die Liebe.“

„Güte und Liebe, Güte und Liebe, Güte und Liebe muß man suchen, wo man sie finden kann, beim Fräulein Margareta von Planta.“

Güte und Liebe — Luigi und Margareta schauten sich bestürzt an. Hatte die Mutter gefälscht? Gehört, daß Güte und Liebe den Unglücklichen, den Wahnsinnigen zum Felsen gejagt haben und daß die eine . . .

Margareta lehrte sich rasch von Luigi weg, ergriff die Schale, trank und trank, daß die Alte erstaunt und großäugig zuschauen mußte, bis die zwei roten Lippen den letzten weißen Tropfen aus der großen Schale herausgeschlürft hatten.

„Luigi, so hat das kleine Fräulein von Bernex Milch getrunken, wenn die guten Engadinerinnen Milch ins Schloß gebracht haben. Ich kann's immer noch, nicht wahr?“ Und wie sie lächelte, fiel noch ein Tropfen von der Lippe und Sektör, der aufgestanden war, schnappte nach ihm.

Dann kam ein Blaustündchen und Margareta wußte so traut vom fernen Bernex zu erzählen, vom Schloß und vom Kirchlein auf der Höhe, vom Wasser des Spöls und Juns, von kleinen Abenteuern, von ungezählten Freunden und Freundinnen. Da ward es Luigi klar, während er andachtsvoll lauschte, daß Margareta noch alle geliebt hatte bis anhin und er erschraf darüber, daß er, gerade er nun ihre ganze Liebe wollte. Und immer wieder tönte ihm aus Margareten's hellen Lauten das dumpfe Wort entgegen: Keine Güte und Liebe haben den Unglücklichen und Wahnsinnigen über die Felsen gestürzt. — Aber was sollte er tun? Als endlich Margareta Abschied nahm, ließ er die Blätter alle, gar alle mit ihr gehen, auch diejenigen mit dem Schrei. Und er blieb allein zurück in der fernen Stube.

Als die Mutter, die bis zur Straße mit dem „allergnädigsten Fräulein“ gegangen war, zurückkehrte, lag Luigi in tiefem Schlummer, wie nach einer wilden Schlacht. —

Unterdessen war es auch in der Planta-Villa acht Uhr geworden, auch ohne Margareta, aber nicht ohne etliche Brummer des Landeshauptmanns, der bei der Ankunft der Gäste mit seiner Tochter einen Triumph zu feiern gedachte. So war die Gesellschaft ohne die Tochter des Hauses in den Rittersaal eingezogen und hatte am großen runden Tisch Platz genommen. Der Kronleuchter mit den brennenden Kerzen, die letzten Dolben auf dem Tisch neben den Flaschen und neben den Tellern voll von purpurnem, feingehacktem Vöhrfleisch aus dem Engadin: es war ein Glanz und Duft wunderbar.

Peter von Planta hatte einen sonderbaren Platz gewählt: zwischen seiner blauen Gemahlin und der „Französin“, wie Margareta sie genannt hatte. Sonst hieß die Dame Baroness Pauline von Senarclens. Ganz

in Weißseide gekleidet, viel Gold an den Fingern, unendliches Gelod auf dem Alabastergesicht mit den tiefschwarzen Glanz-Augen, so war die Französin von den Ufern des Genfersees beinahe so schön als geistreich gewesen.

Neben ihr saß Claude von Planta, französischer Gardeoffizier, neben der Hausfrau Dietegen von Salis. Es verstand sich von selbst, daß beide in schwarzer Kavalierrüstung erschienen waren; ebenso selbstverständlich aber war es, daß der junge Planta das braune Plantagesicht auf den breiten Schultern trug und der junge lange Salis blaue Augen und die Adlernase im schönen Blondkopf.

Margareten's leerer Sessel stand zwischen dem Garde-Offizier und dem letzten Gast.

Nikolaus Christ hieß er, war Engadiner, und als Obrist aus Piemont vom Landeshauptmann geladen worden. Aber Kavalierr war er nicht und wollte nicht als solcher gelten, sonst hätte er sein graues Engadinerkleid gewechselt. Oder war er sich auch in diesem Loden schon genug? Nun, es war wirklich männlich schön, dieses braune Gesicht mit dem kurzen Bart und den vollen schwarzen Haaren, die da und dort schon grau werden wollten.

Zwei Dinge stachen der Französin ins lächne Räschen, daß nämlich das Fräulein des Hauses so rücksichtslos lang spazieren ging und dann: was hatte denn diese breite Magd mit ihrer schrecklichen Mode im Saale zu tun, obwohl alles in Ordnung war! Am Fenster stand sie, ein schwarzes Seidentuch um den Kopf gebunden, so entseßlich von den Augenbrauen zu den Ohren hingebunden! Und diese Hände, plump, knochig, braun — und sie haben wohl das sonst so wohlwollende Fleisch geschnitten!

Ganz anders schaute aber die blasser Frau des Hauses auf die breite Magd hin, während das Gespräch lebendiger wurde und sich um die abwesende Margareta drehte. Die Frau dachte zurück, wie die breite Urtschla es war, die dem Schloß Wildenberg unzählbare Dienste geleistet hatte, wie Urtschla es war, die das schwache Kind aufgezogen, unendlich geliebt und ihm den Namen: „Das Fräulein von Bernex“ gegeben hatte.

„Das Fräulein kommt!“ hatte Urtschla mit ihrer Bärenstimme gerufen und war dann wie weggeblasen.

Ein erwartungsvolles Schweigen. Und Margareta trat in ihrem weißen Kleide, von Urtschla geführt, in den Saal, erhob, verwirrt, beschämt und gerade deshalb noch interessanter, als wie die „Französin“ sie erwartet hatte.

Die milde, kluge Mutter hatte es schnell übernommen, an ihrer Hand die Tochter den Gästen vorzustellen, um sie dann ebenso schnell zum leeren Sessel, gerade ihr gegenüber, zu führen. Urtschla hatte noch einen wohlgefälligen Blick auf die Sitzende geworfen und während das Gespräch wieder in Fluß kam, trug sie schon die Suppe auf; als sie mit dem Gensbraten kam, war Margareta schon ganz ohne Schrecken und Schüchternheit; und als Urtschla die Engadiner Mehlspeise siegestolz auf den Tisch stellte, war Margareta gerade daran, den Gästen

das liebe Bernex mit dem Schloß und den Kuhställen und den Ziegen zu schildern.

Hätte Margareta geahnt, wie sie alle Gäste entzückte und doch die Herzen, nämlich die drei militärischen Herzen ins Feuer jagte, wahrlich, dann hätte sie ihre Blanderei wie einen Degen entzweigebrochen. So heiter hatten Vater und Mutter und Urtschla sie noch nie gesehen und alle drei suchten sich eine Erklärung dafür. Der Herr Landeshauptmann Planta dachte: Ein, ein flotter Gardeoffizier gefällt ihr; daß er ein Planta dazu, gefällt mir, so bleibt wenigstens die Kirche im Dorf. Anders erklärte sich Frau Planta den Frohsinn der Tochter: Mein Nefse, der schöne blonde Salis, sein Vater Feldmarschall in Frankreich — Margareta ist kein Kind mehr und wird das Beste wählen. Was wohl Urtschla unter dem schwarzen Kopftuch dachte? Vielleicht: Wenn der schwarzgraue Obrist aus Piemont mein liebes Fräulein von Bernex führt, nun, nun — Aber nun lobte alles die wunderbare Mehlspeise und ein Nächeln ging unter dem entseßlichen Kopftuch hin und her und die großen, braunen Hände rieben sich wie die Hände eines Diplomaten.

Lange dauerte das Nachtmahl, zu kurz für Margareta. Sie allein wußte, warum sie an dem Oktoberabend gesprächiger war als sonst. Ihr war's, als habe jemand sie aus den Mädchenträumen geweckt, ihr die Ruhe des Herzens geraubt. Auf dem Wege von der Stätte der Venostas her hatte sie Luigis Reime gelesen, den süßen Schrei einer Seele, gelesen und wieder gelesen. Und jetzt wollte sie diesen Schrei überhören. Durch Blanderei? durch Scherze? War sie noch ein Kind, daß sie glauben konnte, sie werde ein Feuer mit Dohelpfannen und Seidenpapier löschen können?

Am ruhigsten noch schlug ihr stürmisches Herz, wenn sie dem ruhigen Obrist aus Piemont ins ruhige Auge sehen durfte, seiner tiefen, weichen Stimme lauschte, wenn er so kühl und doch so warm von Fremde und Heimat sprach. Froh und doch unruhig war sie, als der Vater den Frauen den Rückzug befahl, da die Männer ein Kartenspiel zu machen hätten, die beiden Herren Bettlern würden in der Villa nächtigen und der Herr Obrist habe als Junggeheile keine Straßpredigt daheim zu erwarten —

Nach einer Weile war Margareta allein auf dem Plattdach droben mit dem stillen Mond. Sie dachte nicht an den Schlummer; hatte sie ja, zum erstenmal in allen Jahren, der lieben Mutter das Kindesherz verschlossen! Hätte sie der Mutter die Schrift des armen Venosta übergeben, o, es wäre ihr leichter ums Herz! So aber las sie wieder in den wilden, feurigen und doch reinen und edlen Reimen des — Unglücklichen, des Wahnsinnigen hoch auf dem Bergjoch vor dem Abgrund —

Aus Geländer gelehnt, suchte sie in sich den alten Plantas eignen Rechnergeist zu wecken und ruhig zu fragen und zu antworten. Was will Luigi Venosta? Selbst zum vierten Bunde von Graubünden machen, ein Glück für alle Zukunft! Was will er noch? Meine Hand oder den Tod? Ist es Frechheit? Nein, er stammt aus edler



Familie. Aber ist sie nicht arm? Ja, aber das ist keine Schande und die einzige Tochter des reichsten Engadiner braucht zum Glückseligkeit keinen Gulden mehr! Aber der Vater und die Mutter und die vornehmen, weisen, schönen Vetter? Und Bernz und das ganze Bestlin und das ganze Engadin, was meinen denn die dazu? Auf diese Frage fand Margareta keine, ach, keine Antwort.

O des Vaters harte Stirn! Der Obrist aus Piemont ist auch ein Mann, aber sein Wort ist weich, seine Stirn hat Lächeln und Fenster — wäre doch der Herr Vater auch so! Junggeselle sei er? O läme er noch einmal auf Besuch, ihm würde sie die Sache vom Bestlin und dann vielleicht auch die vom eignen Herzen anvertrauen —

Im Halbschlummer sah sie und ließ den lauen, losen Wind mit den Haaren spielen und Luigis Rollen zu Boden gleiten und träumte, sie hätte eine Schlange am Arm gehabt.

Da schlug Dektor an, der drunten im Häuschen, wohl auch seine Träume hatte. Was war's? Am Gartentor stand ein Mann, der hinauswollte. Fürchtete er den Hund, der, soweit die Kette reichte, dem Fremden in trotziger Stellung entgegengeschritten war?

In der Villa alles still. Margareta besann sich nicht lang, stürzte in Urschlas Kammer und nahm den Torchlüssel vom Nagel und eilte hinaus und gebot dem Dektor Schweigen und staunte: es war, der Obrist aus Piemont, der heim wollte.

„Ach, jetzt wollte ich nicht rufen, gerade um das Fräulein nicht zu erschrecken! Und nun, verzeihen Sie, Fräulein von Planta.“

„Ich habe nicht geschlafen, Herr Obrist, und wohl Zeit, Ihnen einen Dienst zu erweisen! Sie sind auch so gut zu uns gewesen, heute Abend, ich danke Ihnen —“ und sie reichte ihm feindlich die Hand, schaute mit Ehrfurcht einem Mann ins Antlitz, der kein Schloß und kein Wappen hatte und doch Obrist geworden war.

„Fräulein Margareta, Sie mir danken? Ich weiß und habe es im ganzen Bestlin wieder gehört, daß Sie der Engel des Bestlins sind.“

„O nein, o nein!“

„Aber für mich wollen Sie jetzt mit dem Schlüssel jener harte Engel sein, der an der Pforte des Paradieses steht?“

Margareta schaute groß in die dunklen Berge; es war, als betete sie um ein großes Glück. Die weissen Blätter rauschten im Wind.

„Fräulein, es kommt ein rauher Wind.“

„Ja, und Sie müssen heim! Ich hätte noch etwas Wichtiges —“ sie schwieg.

„Darf ich morgen wieder zur Villa kommen?“

„Bitte —“ und sie kniete am Gartentor nieder, aber der Schlüssel fand seinen Weg nicht. Der Obrist ergriff mild die Kniende am Handgelenk: „Das geht nicht, die Tochter des Landeshauptmanns im Sand, wegen eines Fremden!“

„Nein, nicht wegen eines Fremden! Doch Ihre Hand ist sicherer, Herr Obrist.“

„Nun schließen Sie mich halt aus! Gute Nacht, Fräulein Margareta!“

„Gute Nacht, Herr Obrist.“

„Nikolaus,“ flüsterte sie, es galt aber nur ihrem unruhigen Herzen.

Sie lauschte, ans geschlossene Gitter gelehnt, noch den verhallenden Schritten des Scheidenden.

Dektor, der Bittel mit dem weissen Stern, lag mit schwerem Kopf vor seinem Holzhause. Einem noch Klügeren, als er war, wäre dieser sonderbare Oktobertag auch im Kopf herumgegangen, diese so dunkle Geschichte des Fräuleins von Bernz.

\* \* \*

Der Oktober war vorüber, aber die weiße Taube auf der Planta-Billa hatte sich nicht mehr gezeigt, die Benosta-Hütte hatte keinen Besuch mehr gehabt. Margareta war mit der kranken Mutter heim, zu den endlosen Wäldern von Bernz, zum stillen Schloß. Als die beiden ins Dorf einfuhren, rissen die Mädchen die Fenster auf, Burschen lehnten an den Zäunen und es hieß: „Gottlob, das Fräulein von Bernz ist wieder da.“

Die beiden mochte man in Bernz wohl leiden; weniger die beiden andern, die erst im November folgten: gegen Peter Plantas Macht und Willen konnte niemand aufkommen; und Urschla war der Schrecken aller, die es mit Pflichten und alten Sitten nicht zu genau nahmen.

Der Landeshauptmann Peter Planta konnte nur kurze Zeit in Bernz bleiben und diese kurze Zeit war den Rechnungsbüchern und den Geschäften geopfert. Zu den Geschäften gehörte auch jenes, das er bis auf den Abend vor seiner Abreise verschoben hatte, es war die Krone der Geschäfte. Er ließ durch Urschla das Fräulein rufen.

Eine Kerze brannte auf dem Tische zwischen langen Büchern und zahllosen Papieren, als Margareta kam. Er mußte sehen, daß sie wieder geweint hatte. Und wieder das schwarze Engadinerfrauenkleid, das der Herr Vater an ihr nicht gern sah. Aber es war ja zum Abschied und die liebe Mutter hatte einen schlimmen Tag gehabt!

„Sie, Margareta! Ich habe mit dir über wichtige Affären zu sprechen.“

Das Fräulein wurde blaß. Hat er etwas von Luigi Benosta erfahren? Hat vielleicht der Obrist Nikolaus —?

Planta hatte aber nicht an solche Kleinigkeiten gedacht. Er hatte einen großen, schönen Plan Punkt für Punkt ins Reine gebracht. Lächelnd drehte er den schwersten Ring am Finger und sah auf das Pergament auf dem Tische und wieder auf Margareta, die vor sich hinschaute und die Hände auf dem Schoß gefaltet hielt.

Gewiß, sie hörte zu, wie der Herr Vater vom alten Glanz der Planta-Wildenberg sprach, wie Bernz ohne sie ein Nichts wäre. Und sie blickte groß auf, als der Herr Vater so weich sprach, sie, die Margareta, übertrage alle Tugenden der Planta an Reichtum, Lebenswürdigkeit, aber sie könne nicht verhindern, daß mit ihm der Name Planta-Wildenberg aussterbe. Es gebe zwar einen Ausweg, aber nur einen. Er habe sie zwar tausendmal lieber, als wenn er sechs Ruben hätte, wie sie drunten im Hause der von Mohr herumbringen. Aber —

Für eine Weile hielt er inne, da er in Margareten Augen zwei große Tränen sah, Tränen, die sonst bei ihm nicht zählten und nicht wogen.

Plantas Stimme nahm einen jugendfrischen Ton an: „Du erinnerst dich doch unseres Bestlinergastges? Ein prächtiger Mann, dieser Claude von Planta! Ein Planta! Ja, ja, sonst würde er nicht mit so jungen Jahren schon nächstens französische Obrist werden.“

Margareta, er liebt dich, ich möchte sagen, er liebt dich bis zur — Verzweiflung. Schweig, mein liebes Kind, ich weiß alles. Als du von Tirano fort warst, wollte er dir nachreiten. Das wäre unklug gewesen. Ein Mann sollte eigentlich nie bis zum Wahnsinn lieben, aber bei Claude ist's wahre Liebe und er hat sich von mir beruhigen lassen.“

Margareta war aufgestanden, ans Fenster gegangen und schaute zitternd auf die schwarzen Wälder hinaus. Peter Planta sah ihr wohlgefällig nach; er wußte nun, daß auch Margareta den schönen, reichen Offizier — den Planta liebe und so war das Werk gekrönt: wieder eine Planta-Krone über der Barentage im alten Wappen! Davon wußte er nichts, daß Margareta, als der Vater das Wort: „Wahnsinn“ aussprach, an einen andern denken mußte, den sie nach unendlich qualvollen Stunden beinahe hatte vergessen können, an den armen, armen Luigi Benosta im Bestlin.

„Nun komm, mein Kind Margareta, komm und sieh das Pergament an! Du weinst? Schau einmal: Ehevertrag zwischen Claude de Planta usw. usw. und Margareta von Planta-Wildenberg! Punkt für Punkt. Planta-Vater und Planta-Bräutigam haben alles wohl erwogen. Es fehlt nichts als dein Name.“

„Und das alles, ohne mich zu fragen?“

„Du weißt ja, Kind, wie ich bin. Ich kaufe dir, weißt du's noch? immer die Kleider und die Schmuckachen, die dir am besten gefallen. Ich kannte deinen Geschmack und mußte dich nie fragen und mir nie Vorwürfe machen. So halte ich's immer mit dir, mein Engel!“

„Herr Vater, ein Stück Seide, ein Medaillon, das ist doch kein Bräutigam!“

„In der Tat, das ist es nicht. Könntest du einmal bei Pariser Schmuckachen oder bei Brabanter Spitzen sagen, ich hätte einen schlechten Geschmack gehabt? Nie, nie und nie! Und wo es galt, meiner einzigen, liebsten Tochter einen Bräutigam zu wählen, o Kind, könntest du meine sorgenvollen Stunden, mein ängstliches Ueberlegen, meine Blicke in die Zukunft, meine Gebete für das Glück unseres Hauses mit deinen lieben kleinen Händen fassen! Nie, nie, nie.“

Planta hatte mit ungewohnter Zärtlichkeit Margareten's Hände in die seinigen genommen: „Kind, die Hochzeit ist ja nicht im Frühling, der kommt, auch nicht im Herbst. Mußt dich nicht aufregen! Claude muß meine Tochter verdienen, soweit jemand sie verdienen kann. Willst du jetzt unterschreiben? — Lieber erst nach meiner Rückkehr? Willst du mit der Mutter reden? Ich ahne, sie wird den Dietegen von Salis auspielen, aber, weißt du, deine Mutter hat mir kein einziges Mal widersprochen.“

„Aber ich heiße dafür nicht Salis, ich heiße Planta und will eine — Planta sein!“ Sie hatte wahrhaftig ihre zarte Rechte freigemacht und sie zum Häufchen geballt!

Peter Planta hätte jubeln mögen, er drückte einen Kuß auf die Stirn Margareten's und in die rauhe Stimme floss etwas wie eine weiche Welle Bluts: „Ja, Margareta von Planta! Eine Planta willst du sein. Der Herr segne dich! Gute Nacht! Lebe wohl! Morgen schlummerst du noch, wie ich reite. Weine nicht! Kein Wortlein mehr! Das letzte war ja das Beste: eine Planta willst du sein! Braves Kind, leb' wohl!“





**Von der Tagung der Deutschen Physiologischen Gesellschaft  
im Physiologischen Institut zu Berlin:**

1. Geheimrat Rubner (Berlin), erster Vorsitzender. 2. Geheimrat Ewald (Straßburg). 3. Prof. Kreidl (Wien). 4. Prof. Viedl (Wien). 5. Prof. Schöndorff (Bonn). 6. Prof. Piper (Berlin). 7. Geheimrat Junz (Berlin). 8. Geheimrat Quincke (Kiel). 9. Prof. Bethe (Kiel).

Die Deutsche Physiologische Gesellschaft hielt jüngst in Berlin ihre sechste Tagung ab. Unter den Teilnehmern bemerkte man Vertreter fast aller deutschen Universitäten. Den Vorsitz führte Geheimrat Max Rubner, der kürzlich 60 Jahre alt wurde.



**König Ludwig III. und Herzog Ernst August von Braun-  
schweig auf der Fahrt zum Schloß.**

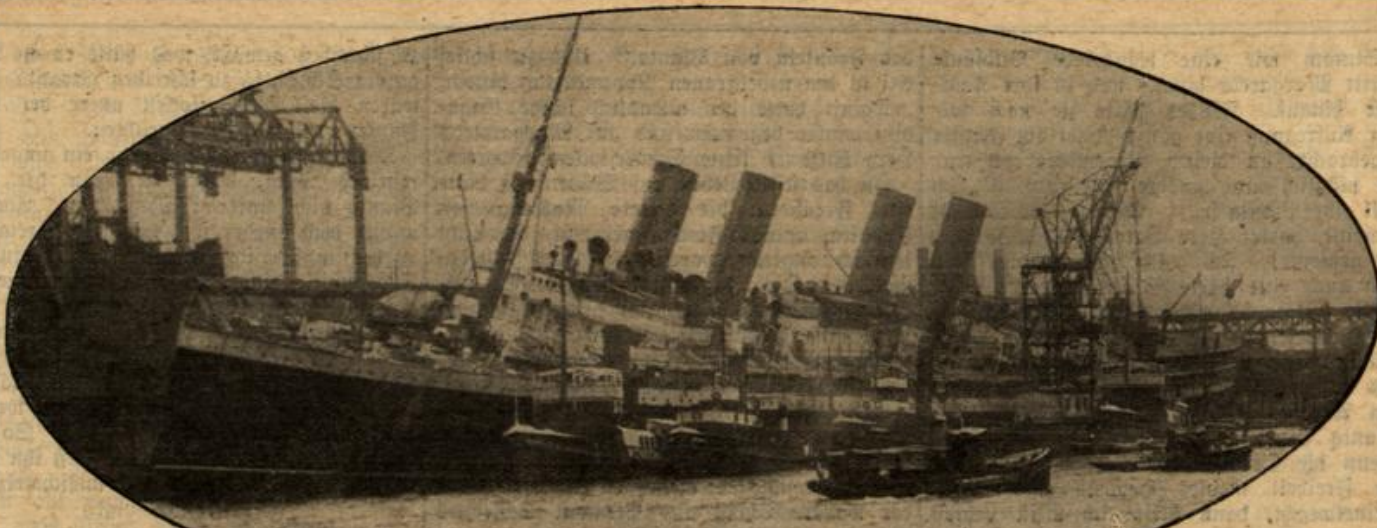
**Der Herzog und die Herzogin von Braunschweig**

sind am 6. Juni früh zu ihrem Antrittsbesuch am bayerischen Hofe in München eingetroffen. Am Bahnhof fand der übliche feierliche Empfang statt. Nach der Vorstellung des Gefolges erfolgte der Einzug in die beslaggte Stadt. Die überaus herzlichen Huldigungen des Publikums bewiesen, welcher Sympathien sich das junge Paar erfreut. Am Sonntag besuchte Herzog Ernst von Braunschweig das Rathaus. Bei der Galastafel, die zu Ehren des braunschweigischen Herzogspaares stattfand, hielt König Ludwig eine Rede, die in ein Hoch auf den Herzog und die Herzogin ausklang.



**Vom Besuch des Herzogspaares von Braunschweig am bayerischen Königshof in München:  
Ländlicher Tanz beim Künstlerfest der Akademiker im Nymphenburger Park.**





Ein Schiffsunfall  
im Hamburger Hafen:

Der auf Grund geratene  
Dampfer „Viktoria Luise“.

### Der Untergang des Dampfers „Viktoria Luise“.

Der frühere, durch seine Schnelligkeitsrekorde bekannte Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie, der seit einigen Wochen nach Beendigung der Vergnügungsfahrten zwischen New York und Westindien im Hafen zu Hamburg liegt, ist untergegangen. Die „Viktoria Luise“ lag in der Werft Blohm und Voß, wo sie für die geplanten Nordlandfahrten einer Durchsicht unterzogen wurde. Während der Ebbe geriet nachts der Dampfer auf Grund und bei steigendem Wasser lief der Dampfer durch die Vullaugen voll Wasser. Die an Bord befindlichen Personen wurden gerettet. Nach gut geleiteten Heбungsarbeiten gelang es auch den Dampfer wieder hoch zu bringen.



Die Vereinigung der Offiziere der  
Bodensee-Ufer-Garnisonen: Begrüß-  
ung der deutschen Offiziere durch das österr.  
Offizierkorps. x x Der Feldmarschallleut-  
nant des Innsbrucker Korpskommandos  
Koenen Horak Ebl. von Hohenkamps.

### Offiziersreunion der Bodensee- garnisonen in Bregenz.

Alljährlich findet am schwäbischen Meere eine Vereinigung von Offizieren der drei Bodenseestaaten statt. Dies Jahr versammelten sich ungefähr 400 Offiziere aus Baden, Bayern, Württemberg, der Schweiz und Oesterreich in Bregenz, der Hauptstadt des Vorarlbergs. Leider wurde das militärische Fest durch regnerisches Wetter sehr beeinträchtigt, am Abend trat dann aber doch eine Besserung des Wetters ein, so daß die imposante Seebeleuchtung, die einen feenhaften Anblick bot, wie ein solcher nur selten die Gäste des schönen Sees erfreut, einen ausgezeichneten Verlauf nahm. Unsere Bilder zeigen den Empfang der deutschen Offiziere durch das österreichische Offizierkorps und den Festzug.

Die Vereinigung der Offiziere der Bodensee-Ufer-Garnisonen in Bregenz:  
Festzug durch die Straßen der Stadt. (Phot. A. Schwendebauer, Bregenz.)



Stumm wie eine wandelnde Bildsäule schritt Margareta hinaus und in ihre Kammer hinauf. Früher hätte sie nach solcher Aufregung eine ganze Nacht am Fenster zugebracht; an diesem Novemberabend war sie plötzlich eine andere geworden. „Ich will eine Planta sein! Aber so war es nicht gemeint, harter Herr Vater! Nicht so war es gemeint! Ich will eine Planta sein und auch eine harte Stirn zeigen.“

Als sie am folgenden Morgen das Reitroß im Hof wiehern hörte, dann Urschlas rauhe Stimme und dann noch der Mutter tröstendes Husten, da brachen ihr die Tränen aus den Augen. „Weg damit! Ich will eine Planta sein, ich will frei und hart sein! Wenn die Stirn nicht hart genug ist, um die Freiheit meines Herzens zu schützen, meinestwegen, dann bleib' ich mein Lebtag

das Fräulein von Planta.“ Und sie schlief tief in den nebelgrauen Novembertag hinein.

Damit hatte der unendlich lange Engadinwinter begonnen und auf Margaretens Herz hatte er keine Schneeflocken geworfen.

In das stille Leben auf Wildenberg hatte eine Freundin, die heitere Madlena von Zuvolta, andere Flocken gebracht, die nicht darnach angetan waren, ein Herz kalt zu machen. Die Jugendfreundschaft der beiden Fräulein gab nämlich den Deckmantel her, unter dem Briefe ein- und ausgeschmuggelt wurden, von denen nicht einmal die Mutter etwas ahnte, während Urschla mit ihren alten Augen unter dem schwarzen Kopftuche mehr ahnte, als den beiden lieb gewesen wäre. Es waren echte, aber nicht schlechte Liebesbriefe. Was hätte der wackere Obrist aus Piemont Schlechtes

zu schreiben gewußt, was hätte er an Margareta Schlechtes zu schreiben gewagt? Doch waren diese Papierflocken unter der Hand Funken, die ins Herz sprühten.

Madlena von Zuvolta war ein ungeheuer mutiges Ding, besonders wenn der Herr Planta nicht unter'm Dache war. Aber sie mußte doch wieder fort von Margareta und vorher mußte sie die alte Urschla in alle Geheimnisse einweihen. Als diese wie mit einem Schlage ganz auf Margaretens Seite stand, weil sie nichts als das Rechte für ihr liebes Fräulein wollte, gab es leichtes Abschiednehmen. Keine andere als Madlena von Zuvolta dürfte Brautführerin werden, das wurde feierlich ausgemacht. So ließ man ruhig den Schnee fallen, ließ ihn ruhig bei den ersten Schneeglocklein ausmelzen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Tauben von San Marco. Don Käthe van Beeker.

Fortsetzung

Nachdr. verb.

Hinter ihr, am Ufer, eine Fülle von Glanz und Licht, die über die mächtigen Formen des Dogenpalastes, über seine weißen Säulen und über die belebte Piazzetta hinslutete, vor ihr die stille, weiche Nacht, der Hafen mit seinen rotglühenden Laternen, seinen mattbeleuchteten riesigen Schiffsförnern und dem dunklen Wasser, durch das ihre schwarze Gondel, deren blaues, grazioses Gerösch ab und zu silbern aufschimmerte, leise dahinglitt, einem wunderbaren, buntblühenden Märchenbild entgegen, von dem süße Saitenklänge und weicher, zärtlicher Sang herüberkündete.

Das war wie ein Traum, wie ein Gedicht! Dabei konnte man nicht denken, nur hören, sehen und fühlen!

Der Justizrat hatte trotz seiner verschiedenen Unbilligkeiten doch auch einige verständnisvolle Seiten. Er war ja auch einmal jung gewesen und war diesem Zauber, den er bei Tageslicht Mumpitz und Komödie für die Fremden nannte, genau so sentimental erlegen wie nun sein Töchterchen. So ein bißchen weiches, sehnsüchtiges Träumen umfloss auch ihn im Banne dieser singenden, klingenden, holden Frühlingsnacht.

Er schwieg daher und hörte Doras Empfinden mit keinem Worte. Sie sollte nur träumen und schwärmen, sollte sich hinausgehoben fühlen über die nüchterne Tages- und Alltagswelt. Das gehörte zu einem ersten Besuche Venedigs, und Dora wäre nicht seine echte Tochter gewesen, wenn sie das nicht hingerissen hätte.

Jetzt war die Gondel ganz dicht an das Boot der Serenata herangeglitten und legte sich still in den großen, dunklen Kreis der Gondeln, die darum hingen wie die ausschweifenden Bienen am Lindenblütenzweig.

Im magischen Farbenschimmer, der aus bunten, leise schaukelnden Lampen fiel, lag das breite Boot der Serenatenänger auf dem Wasser, und von zarten Mandolinenklangen begleitet schwebte ihr Lied durch die dunkle Nacht:

„Fra le belle tu sei la più bella,  
fra le rose tu sei la più fin;  
tu del ciel sei brillante stella  
ed in terra sei beltà divin!“

Dora hatte sich tief in die Kissen der Gondel gedrückt, und die Hände ineinander geschlungen, lauschte sie atemlos.

Losgelöst von allem Irdischen flog ihre Seele in die dunkle, stille Nacht hinaus, Sphärenklänge umschwebten sie, Himmelslichter leuchteten ihrem Weg, mächtige Schwingen trugen sie empor zum Tore eines seligen, wunderbaren Märchenlandes! Schon war sie dicht an seiner Schwelle, schon wollte sie den goldenen Riegel lösen, der löstliche, kaum geahnte Wonnen bewahrte — da wurde es ihr auf einmal so unruhig, so wunderlich zumute, so als wenn etwas sie hinauszöge mit mächtiger Gewalt, mit zärtlichem Zwange. Sie mußte zurückkehren zur Erde, es zog sie unwiderstehlich. Die Schwingen ihrer Seele begannen leise zu zittern und zu sinken, und plötzlich saß sie unten in der Gondel, schlug die dunkelblauen, verträumten Augen auf und — und sah den pflichtvergeßenen Amateur von heute nachmittag neben sich, ganz dicht neben sich in der nächsten Gondel.

Ihre Blicke begegneten sich und blieben ineinander hängen. Die seinen, die schon lange auf ihr geruht, deren Sehnsucht sie herabgezogen hatte aus lichten Traumeshöhen, sprachen eine seltsame Sprache. Es war, als sangen sie das Lied, dessen letzte Töne eben verklungen, Wort für Wort hinüber zu der verwirrten Nachbarin, in deren ersten, unbewußten Blick etwas aufgelenket hatte wie schnelles Erkennen und seliger Schreck.

Hatte der goldene Riegel zur Pforte des Märchenlandes sich doch geöffnet? Stand hinter ihr ein schlanker Mann und sprach zu ihr herüber: „Fra le belle tu sei la più bella, fra le rose tu sei la più fin?“

Nur eine Sekunde lang währte der Traum, dann begann sich Dora, daß sie zur Erde zurückgekehrt sei, und wandte ihr erglühendes Gesicht blühschnell nach der anderen Seite.

Dieser fatale Mensch! Dieser Zeuge ihrer grenzenlosen Torheit! Mußte er sie denn überall finden?

Zu Tode hatte sie sich erschreckt. Ihr Herz klopfte so heftig, daß sie meinte, der Papa müsse es hören.

Aber der sah und hörte nichts, denn er war eben damit beschäftigt, dem von Gondel zu Gondel kletternden Serenatenänger den verlangten Obolus für den Vortrag des zärtlichen Liebesliedes in die Hand zu drücken.

Dora fiel nun erst recht aus allen Himmeln.

„Bezahlen? Papa — so etwas bezahlt man? Das tun die Leute nicht für sich selbst, nicht aus Barmherzigkeit an dieser Nacht, an der Schönheit der Welt?“ fragte sie atemlos.

Der Justizrat lachte spöttisch auf. „Du harmloses Kind, du! Das wir vielleicht einmal früher, ehe die Fremden alles auf den Geldpunkt geschränkt haben. Aber jetzt ist das nur noch ein Stückchen Tügelangel mit natürlicher, stilvoller Szenerie.“

„Ach, wie häßlich!“

Sie war enttäuscht; aber nicht so grenzenlos, so empört wie unter anderen Verhältnissen. Ihre Gedanken hingen nicht mehr ausschließlich an diesem einen Punkt. Das Allgemeine verblähte vor dem Persönlichen, und die Gondel mit dem einen stimmigen Sänger, dessen Augen den italienischen Sang so überraschend deutlich in internationale Verständlichkeit überfetzt hatten, beschäftigte sie momentan mehr als der Zusammenbruch ihrer Illusionen in betreff der Serenatenänger.

Jetzt brannte doch die heimliche Neugier in ihr, ob das Zusammentreffen Zufall oder Absicht sei, wenn sie jetzt fortführen, die andere Gondel auch den Kreis der Zuhörer verlassen, ob sie vielleicht der ihren folgen würde?

Sie sagte also noch einmal, aber ziemlich matt und gleichgültig: „Wie häßlich!“ Und dann knüpfte sie lebhafter daran an: „Nun habe ich keine Freude mehr an der Geschichte. Wenn es dir recht ist, Papachen, fahren wir weiter.“

„Sehr recht, ganz wie du willst, Kind.“

Die Gondel löste sich aus dem dichtgedrängten Kreise der Hörer und dem bunten Lichtgefunkel, und dicht hinter ihr tauchte die Nachbarin lautlos gleichfalls ins Dunkel. Dort hatte kaum nötig gehabt, seinem Gon-



solier einen Wink zu geben. Der verstand sein Handwerk und dessen tiefere Bedeutung auch ohne stete Mahnung.

Auf dem spitzulaufenden Endteil seines Fahrzeuges stehend, leitete er dieses geschickt und unauffällig mit langsamem Ruder Schlag dem vorangeleitenden nach.

Dora sah und fühlte es. Ihr Herz schlug immer noch sehr heftig, und ihr Gesicht glühte wie in heißester Mittagssonne.

Sie drückte die Hand gegen die Wangen und sagte: „Ach, wie das noch heiß ist! Papchen, bitte, die Nacht ist so paradiesisch schön, laß uns doch noch ein bißchen hinaus auf die schweigende, dunkle Lagune fahren.“

„Heiß?“ fragte der Papa erstaunt. „Na, ich danke. Mir sind die Beine eiskalt geworden auf dem alten, muffigen Wasser. Nein, mein liebes Kind, ich habe von der Gondelrei genug, mich gelüftet es nicht auf der Lagune bei Nacht weiter herumzurutschen. Bei mir spricht die Kühle statt der Seele, ich habe Bierdurst und gedenke an Land zu gehen und einen tiefen Zug zu tun.“

„Aber Papa —!“

Eine Welt von Borwurf und Verachtung lag in Doras Ton. Ihr heißer Kopf und die kalten Beine des Vaters — das waren Gegensätze, die hart aufeinanderstießen. Aber natürlich war sie wieder die Leidende bei diesem Aufeinanderstoß und mußte es ruhig geschehen lassen, daß der Papa den Gon-

delier nach der Landestelle an der Piazzetta dirigierte.

Die andere Gondel folgte ihnen, legte fast zur gleichen Zeit an, und dicht hinter dem Herrn Justizrat stieg Dorst Ebenbrück die feuchten, schlüpfrigen Stufen der Landestreppe empor.

Wie würde er es nur machen, um eine Bekanntschaft mit diesem entzückenden Mädchen anzuknüpfen? Wenn ihm nicht ein Wunder oder Zufall zur Hilfe kam?

Da schob Seiner höllischen Majestät jüngster Enkelsohn eben lustig nähernd sein schwarzes Höllensflügelchen zwischen die kalten Füße des Herrn Justizrat. Dieser straukelte, glitt und wäre unsehbar rückwärts gefallen — vielleicht sogar in das muffige, kalte Wasser —, wenn nicht glücklicherweise dicht hinter ihm Dorst Ebenbrück gestanden und in seinen Armen den Vater des entzückenden Mädchens aufgefangen hätte.

„Donnerwetter! In dem alten Dreckst kann man Hals und Beine brechen!“ schimpfte der Justizrat. „Ah, danke sehr, mein Herr. Wahrhaftig, Sie waren ein famoses Vollwert — danke sehr. Au, Donnerwetter!“ Er knickte mit dem rechten Bein zusammen. „Mein Fuß! Na, der ist nun noch gebrochen! Au, au!“

Stöhnend griff er unwillkürlich wieder nach dem Arm seines Helfers, den er eben hatte loslassen wollen.

„Um Gotteswillen, Papachen!“ Dora brängte sich mit schreckensbleichem Gesichte

heran. „Was ist dir? Du wirst dich doch nicht ernstlich beschädigt haben?“

Dorst Ebenbrück sagte den Justizrat fest unter dem Arm.

„Bitte, stützen Sie sich auf mich. Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein, ich denke, es wird nicht so schlimm sein, wie Ihr Herr Vater im ersten Schreden annimmt. Bitte, versuchen Sie aufzutreten,“ ermunterte er den Justizrat.

„Au, au!“ stöhnte dieser, der im Leben wenig Schmerzen kennen gelernt hatte und in echter Männerart unglaublich empfindlich gegen dergleichen war. „Ich glaube, ich kann den Fuß nicht aufsetzen — er ist gebrochen.“

Aber er probierte es doch und seufzte dann matt: „Höllqualen.“

„Aber es geht, nicht wahr?“ forschte Dorst.

„Es muß gehen, natürlich. Auf der Treppe kann ich nicht liegen bleiben.“ Knirschte der Justizrat grimmig. „Natürlich ist das schon wieder ein Haufen neugieriges Volk! Na, diese Italiener!“

„In Deutschland würde sich das auch sammeln,“ beschwichtigte der junge Doktor lächelnd. „Aber ich meine auch, wir versuchen uns aus der Menge hervorzuringen. Wenn Sie sich recht fest auf mich stützen und das gnädige Fräulein vielleicht auf der anderen Seite hilft, wird es uns sicher gelingen, wenigstens den platten Boden zu gewinnen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Spiel und Scherz.

### Humoristisches.



Unüberlegt.

Mann: „Ich glaube, unsere Köchin horcht oft am Schlüsselloch — wenn ich sie einmal erwische, entlasse ich sie sofort.“

Köchin (in größtem Zorn die Tür aufreißend): „Was sagen Sie — ich horche an der Türe — na, so eine Verleumdung!“

Zurückweisung. „Du, ich habe in deinem Gedichtband Verse gefunden, die ich schon bei Schiller gelesen habe.“ — „Aber, Mensch, wie kann Schiller Verse vorher abgeschrieben haben, die ich erst nachher dichtete?“

Prähler. Ein stolzer Spanier, welcher nicht sparsam mit Prahlereien war, sagte zu einem Freund: „Ich wage nicht, mich im Spiegel zu besehen, wenn ich bewaffnet bin; denn ich habe dann Furcht vor mir selber.“

Keine Sorge. Städter: „Oben wäre ich jetzt endlich auf dem Gaul; wie komme ich nun aber herunter?“ — Landwirt: „Dafür wird der Gaul schon sorgen . . .!“

Die vermeintliche Zimmerwirtin. Studios (der morgens auf der Polizeiwache erwacht, zu dem eintretenden Schuhmann): „Nanu, Frau Müller, warum haben Sie denn den Helm auf dem Kopf?“

Bei der Hausfuchung. Polizeikommissar: „Was ist denn dies für ein Schlüssel?“

— Verbrecher (überrascht): „Alle Wetter, geben Sie her, das ist ja der Hausschlüssel, den meine Alte hier versteckt hat?“

Boßhaft. Dame: „Das Bild ist für meinen Schwie-

sohn bestimmt.“ — Photograph: „Also bitte, gnädige Frau, recht freundlich!“

Die Portion am Schaufenster. „Kellner! Kellner!“ — „Bitte, mein Herr, was steht zu Diensten?“ — „Sehen Sie mal her. Diese kleine Portion. Die ist nicht halb so groß wie diejenige, die ich gestern bekam.“ — „Ja, gestern, da saßen Sie auch am Fenster.“ — „Was hat denn das damit zu tun?“ — „Den Leuten, die am Fenster sitzen, geben wir immer extra große Portionen. Das sehen nämlich die Vorübergehenden. Und das macht Reklame für uns.“

### Dexierbild.



Wo bleibt denn nur mein Vater?





Schneiderkleid mit kurzer Jacke.

## Das Schneiderkleid

Zu den unumgänglich notwendigen Bestandteilen der Toilette einer Dame gehörte seit langem das Schneiderkleid, das mit der strengen Einfachheit seiner Formen große Anforderungen an einen guten Schnitt, an tadellose Ausführung der Arbeit und allerbestes Material stellte. Bis vor kurzem hatten sich diese einfachen Formen, wie sie uns von England überkommen, neben den gezeigten und gebauschten Gesellschaftskleidern erhalten, nun aber hat diese Einförmigkeit, diese Schmucklosigkeit, diese Herbeität möchten wir es fast nennen, einem mehr verzierten Stile, den die Pariser Mode diktiert, Platz gemacht. Damit ist der eigentliche Charakter des Schneiderkleides verwischt, verallgemeinert worden. So recht deutlich ist dies aus nebenstehendem Kleide ersichtlich, das den à la Wäscherin auf und umgeschlagenen Rock mit einem Zwischenfah aus durchsichtigem Stoff zeigt. Noch ein paar Spitzen und ein paar Schleifen und die Vormittagstoilette ist da, aber nicht mehr das gerade durch die strenge Einfachheit so fein wirkende ehemalige Schneiderkleid. Etwas mehr noch zu der früheren Art hin neigt das Jackenkleid mit kurzer Jacke, das sich vorn über blaugrünrot karrierter Weste öffnet.

## Von der Generalstabsreise durch Südwestdeutschland.

Die Schlachtfelder an der deutsch-französischen Grenze werden alljährlich von vielen Hunderten von Veteranen und Angehörigen sol-



Schneiderkleid aus veilchenlila Serge.

cher die 1870—71 mit im Feuer gestanden, besucht. Selbstverständlich wird auch von militärischer Seite diesen Gegenden große Aufmerksamkeit gewidmet, manche Übung in deren Nähe gehalten. So zeigt unser Bild die Teilnehmer an einer Generalstabsreise auf den Schlachtfeldern bei Metz. Diese und die Festungswerke von Metz sind von hoher militärischer Bedeutung. Der Fortgürtel besteht aus Feste Friedrich Karl und Fort Manstein, Alvensleben, Kamelle und Hinderlin mit Anschlußbatterie, Fort Manteuffel mit Nebenswerken, Fort Zastrow mit Werf Bellecroix und Ferme Sebastopol, Fort Goeben und Prinz August von Württemberg mit mehreren Batterien.



Von der Generalstabsreise durch Südwestdeutschland, an der der deutsche Kronprinz (X) teilnahm:  
Die Offiziere nach einem Vortrag auf dem Schlachtfeld von Gravelotte bei Metz.